

Florian Schneider

Augenangst? Die Psychoanalyse als ikonoklastische Poetologie

Que cherchent-ils au ciel, tous ces aveugles?

Baudelaire, Les Fleurs du Mal

*Schauen Sie sich das Bild noch einmal an.
Ist es verschwunden?*

Sigmund Freud, Studien über Hysterie

I Freuds Urverdrängung der Bilder

Den Stand der Psychoanalyse in Deutschland kann man nicht anders beschreiben, als indem man konstatiert, sie stehe im Mittelpunkte der wissenschaftlichen Diskussion und rufe bei Ärzten wie bei Laien Äußerungen entschiedenster Ablehnung hervor [...].¹

Mit dieser Beschwerde, die hier den Anfang machen soll, kommt Sigmund Freud in seinem 1914 erstmals veröffentlichten Aufsatz »Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung« auf die Widerstände zurück, denen die Psychoanalyse seit ihrem Auftritt auf der Bühne der Wissenschaft ausgesetzt ist. Genau 50 Jahre später wird Jacques Lacan, dessen vielzitierte »Rückkehr zu Freud«² den wohl konsequenteren Versuch einer Fortführung der Freudschen Lehre darstellen durfte, sich an ebenso grundlegender Stelle, in einem Seminar über »Die vier Grundbegriffe

¹ Freud, Sigmund: Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. In: ders.: Gesammelte Werke. Unter Mitwirkung von Marie Bonaparte, Prinzessin Georg von Griechenland hgg. von Anna Freud, Edward Bibring, Willi Hoffer, Ernst Kris, Otto Isakower, Frankfurt a.M. 1999; X, 74; alle folgenden Angaben zu Werken Sigmund Freuds beziehen sich, wenn nicht anders vermerkt, auf diese Ausgabe der »Gesammelten Werke«, wobei römische Ziffern den Band bezeichnen, arabische die Seitenzahl.

² Vgl. Weber, Samuel: Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Entstellung der Psychoanalyse. Wien 1990.

der Psychoanalyse³ über ganz ähnliche Probleme beklagen. Ähnlich, aber nicht identisch – denn Lacan klagt über seine »Exkommunikation« aus der psychoanalytischen Vereinigung Frankreichs, also über die Widerstände, die seiner Lehre von Seiten seiner Analytiker-Kollegen entgegengebracht werden, just zu dem Zeitpunkt, als er auf das zurückkommen will, was bisher nie analysiert worden ist: das Begehrten Freuds.⁴ Wer also allgemein nach dem unbewußten Begehrten der Menschen fragt, hat mit Widerständen von Laien und Wissenschaftlern zu rechnen, wer nach dem unbewußten Begehrten Freuds fragt, mit denen der Analytiker. Widerstände aber, so lehrt die Psychoanalyse, gehen vom Unbewußten aus und treten dort auf, wo der Patient mit verdrängten und somit Unlust erregenden Vorstellungen konfrontiert wird. »Äußerungen entschiedenster Ablehnung« sind für den Analytiker daher allemal ein sicherer Hinweis auf ein unbewußtes Begehrten, und somit darauf, daß sich die Analyse auf dem richtigen Weg befindet.⁵ Entsprechend erklärt auch Freud 1925 rückblickend »Die Widerstände gegen die Psychoanalyse«:

Die starken Widerstände gegen die Psychoanalyse waren also nicht intellektueller Natur, sondern stammten aus affektiven Quellen. Daraus erklären sich ihre Leidenschaftlichkeit wie ihre logische Genügsamkeit. Die Situation folgte einer einfachen Formel: die Menschen benahmen sich gegen die Psychoanalyse als Masse genau wie der einzelne Neurotiker, den man wegen seiner Beschwerden in Behandlung genommen hatte.⁶

»Leidenschaftlichkeit« und »logische Genügsamkeit« kennzeichnen indessen auch Jacques Lacans offiziellen Ausschluß aus der psychoanalytischen Vereinigung Frankreichs, betrieben von den eigenen Kollegen und von ihm selbst als »Exkommunikation⁷ betitelt. Das freilich legt, in der Linie von Freuds Argumentation, keinen anderen Schluß nahe, als daß auch im Falle der Psychoanalyse selbst irgendetwas im Unbewußten Verborgenes vor der Entdeckung bewahrt werden soll – ein Verdacht, dem auch Lacan in seinem Seminar Ausdruck verleiht:

³ Lacan, Jacques: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI.* Weinheim, Berlin 1987.

⁴ Vgl. ebd., S. 19.

⁵ Vgl. dazu auch Freud: *Die Verneinung*; XIV, 9–15.

⁶ Freud: *Die Widerstände gegen die Psychoanalyse*; XIV, 108.

⁷ Vgl. Lacan: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*; S. 7 (s. Anm. 3).

Auch bringt uns die Hysterie, ich möchte sagen, einer Art Erbsünde der Analyse auf die Spur. Eine solche Erbsünde muß es tatsächlich geben. Es kann sein, daß die einzig wahre in dem einen Umstand besteht: im Begehr von Freud selbst, das heißt in der Tatsache, daß etwas bei Freud nie analysiert worden ist.

Genau zu diesem Punkt war ich gekommen, als ich mich durch eine seltsame Koinzidenz in die Lage versetzt sah, aus meinem Seminar ausscheiden zu müssen.

Was ich nämlich über die Namen-des-Vaters zu sagen hatte, zielte tatsächlich auf nichts anderes als auf die Frage nach dem Ursprung, das heißt auf die Frage, was dem Begehr von Freuds das Privileg verschafft hatte, die Eingangstür zu finden zu jenem Feld von Erfahrung, das er als das Unbewußte bezeichnete.

Zu diesem Ursprung zurückzugehen, ist ganz wesentlich, wenn wir die Analyse auf die Füße stellen wollen.⁸

Worin aber besteht das Begehr Freuds, das dann als »Erbsünde« die Psychoanalyse kompromittieren soll? Was ist es, das der angehende Vater der Psychoanalyse sah, und nicht wahrhaben wollte? Für den Fall, daß Lacan, entgegen der Meinung (oder dem Willen) seiner Kollegen, Recht hätte, müßte sich jedenfalls auch am Ursprung der Freudschen Theorie irgendeine »seltsame Koinzidenz«, irgendein Hinweis auf eine originäre Verdrängung finden lassen. Den Ursprung der Psychoanalyse, zu dem auch Lacan bezüglich ihrer »Erbsünde« zurückzukehren anrät, bilden bekanntlich Freuds frühe Forschungen auf dem Gebiet der Hysterie. Es empfiehlt sich daher, dort mit der Spurensuche zu beginnen.

Vorspiel auf dem Theater

Freuds wissenschaftliches Interesse wendet sich erstmals der Erforschung der Hysterie zu, als er 1885, im Rahmen einer Studienreise nach Paris, den Vorträgen des bekannten Neuropathologen Jean-Martin Charcot in der Salpêtrière beiwohnt. Bei diesen als »Leçons de mardi« berühmt gewordenen Vorträgen Charcots fühlt man sich aus heutiger Perspektive allerdings mehr an Theater- oder Variétévorstellungen erinnert, denn an wissenschaftliche Vorträge. Charcot, der durchaus theatralisches Talent und Sinn für inszenatorische Finesse besitzt, führt haupt-

⁸ Ebd., S. 19.

sächlich in seiner Klinik internierte Hysterikerinnen vor, die er mittels Hypnose und Magnetismus in groteske, teils obszöne Körperhaltungen und seltsame Geisteszustände versetzt, so daß sich unter den Zuschauern neben Medizinern schon bald auch Künstler und Schaulustige befinden.⁹ Außerdem läßt Charcot seine Patientinnen während ihrer hysterischen Anfälle vom eigenen Klinikphotographen zum Zwecke der Archivierung ablichten und veröffentlicht mehrere Sammlungen dieser Bilder unter dem Titel »Ikonographie der Salpêtrière«.¹⁰ Freud aber ignoriert die üppige Bildlichkeit der Hysterie, der er in Paris ausgesetzt ist, übersetzt nur Charcots Schriften,¹¹ und veröffentlicht schließlich 1895 zusammen mit Joseph Breuer die »Studien über Hysterie«, die mit der darin erstmals der medizinischen Öffentlichkeit anhand von Fallbeispielen¹² vorgestellten »kathartischen Methode« das theoretische Fundament der Psychoanalyse legen. Nur am Rande ist hier noch die Rede vom »hysterischen Bogen« und von den markanten »attitudes passionnelles« der Pariser Hysterica. Freud begleitet den »Meister« Charcot auf der Visite, er sieht ihn hysterische Anfälle provozieren und Symptome demonstrieren, er ist beinahe täglich mit der wuchernden Bildlichkeit der hysterischen Körper konfrontiert, die in Charcots Salpêtrière prächtiger gedeiht denn je – und dennoch: kein Wort Freuds zu den eindrucksvollen Demonstrationen und riesigen Bildarchiven. Statt dessen eine Heilmethode, die eine der Patientinnen treffend als »talking cure« bezeichnet und eine Theorie, deren Kernstück verdrängte Erlebnisse bilden. Über diese Grundvoraussetzung der Hysterie schreibt Freud in einer der Fallgeschichten der »Studien über Hysterie«:

Nun wußte ich bereits aus der Analyse ähnlicher Fälle, daß, wo Hysterie neu akquiriert werden soll, eine psychische Bedingung hierfür unerlässlich ist, nämlich daß eine Vorstellung *absichtlich aus dem Bewußtsein verdrängt*, von der assoziativen Verarbeitung ausgeschlossen werde.

⁹ Vgl. Didi-Huberman, Georges: Die Erfindung der Hysterie. München 1997; S. 27f.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 43f.

¹¹ Charcot, Jean-Martin: Leçons de mardi à la Salpêtrière, aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort des Übersetzers Sigmund Freud, Leipzig/Wien 1892; Vgl. dazu Freud: Nachtragsband, S. 153–178.

¹² Das theoretische Vorwort »Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene« war bereits 1893 als »Vorläufige Mitteilung« veröffentlicht worden.

[...] Grund der Verdrängung selbst konnte nur eine Unlustempfindung sein, die Unverträglichkeit der einen zu verdrängenden Idee mit der herrschenden Vorstellungsmasse des Ich. Die verdrängte Vorstellung rächt sich aber dadurch, daß sie pathogen wird.¹³

Die zentrale, für die damalige Fachwelt unerhörte These der »Studien über Hysterie« lautet daher: »*der Hysterische leide größtenteils an Reminiszenzen*«¹⁴ – eine Behauptung, die deshalb großes Aufsehen erregt, weil die typischen Symptome der Hysterie, die hier als »Reminiszenzen« bezeichnet werden, hauptsächlich körperlicher Art sind. Während die Mehrzahl der auf diesem Gebiet forschenden Mediziner (so z. B. Charcot) sich erfolglos bemüht hatte, für diese Symptome auch eine physische Grundlage zu finden, behaupten Freud und Breuer, entgegen der herrschenden Lehrmeinung, als Ursache der Hysterie ein »psychisches Trauma«, ein starkes affektives Erlebnis, das nicht ins Bewußtsein vordringt, oder, wie zitiert, daraus verdrängt wird, und später als »gegenwärtig wirkendes Agens« die hysterischen Symptome generiert, ohne der willkürlichen Erinnerung des Kranken zugänglich zu sein.¹⁵ In den »Studien über Hysterie« heißt es darüber:

Wir haben Neuralgien wie Anästhesien der verschiedensten Art und von oft jahrelanger Dauer, Kontrakturen und Lähmungen, hysterische Anfälle und epileptoide Konvulsionen, die alle Beobachter für echte Epilepsie gehalten hatten, *petit mal* und ticartige Affektionen, dauerndes Erbrechen und Anorexie bis zur Nahrungerverweigerung, die verschiedensten Sehstörungen, immer wiederkehrende Gesichtshalluzinationen u. dgl. m. auf solche veranlassenden Momente zurückführen können.¹⁶

Zwei Gruppen von Symptomen lassen sich hier unterscheiden: Die eine bilden die »Gesichtshalluzinationen«, also psychische Phänomene, deren Zusammenhang mit einem psychischen Trauma nicht unplausibel erscheint. Bei der anderen Gruppe hingegen, die die heterogene Gesamtheit der körperlichen Störungen bildet, ist dieser Zusammenhang nicht von vornherein evident. Wie können sich psychische Phänomene in körperliche verwandeln, und in welchem Verhältnis stehen beide zu einander? Welchen Zweck verfolgt schließlich diese Umwandlung? Aus-

¹³ Breuer, Josef/Freud, Sigmund: Studien über Hysterie; I, 174.

¹⁴ Ebd., I, 86.

¹⁵ Ebd., I, 81–90.

¹⁶ Ebd., I, 82.

kunft hierüber gibt eine kurze Passage aus dem Aufsatz über »Die Abwehr-Neuropsychosen«, den Freud bereits ein Jahr zuvor veröffentlicht hatte:

Bei der Hysterie erfolgt die Unschädlichmachung der unverträglichen Vorstellung dadurch, daß deren *Erregungssumme ins Körperliche umgesetzt* wird, wofür ich den Namen *Konversion* vorschlagen möchte.

[...] Das Ich hat damit erreicht, daß es widerspruchsfrei geworden ist, es hat sich aber dafür mit einem Erinnerungssymbol belastet, welches als unlösbare motorische Innervation oder als stets wiederkehrende halluzinatorische Sensation nach Art eines Parasiten im Bewußtsein haust, und welches bestehen bleibt, bis eine Konversion in umgekehrter Richtung stattfindet.¹⁷

Das »Ich« wird »widerspruchsfrei«, indem es »unverträgliche Vorstellungen« verdrängt. Dabei allerdings setzt sich die »Erregungssumme« dieser Vorstellungen, ihr affektiver Gehalt, in körperliche Innervationen oder halluzinatorische Wahrnehmungen um, die als unverständliche hysterische Symptome im Bewußtsein verbleiben: parasitäre »Erinnerungssymbole«, Merkzeichen verlorener Erinnerungen, pathologische Reminiscenzen. Gesichtshalluzinationen wie körperliche Defekte – Freud erklärt sie gleichermaßen als bildliche Substitutionen verdrängter Vorstellungen, als dunkle Metaphern eines »vergessenen« psychischen Traumas. Darüber hinaus aber enthält die Passage auch schon einen Hinweis auf den nächsten Schritt, nämlich darauf, wie diesen parasitären Bildern medizinisch zu begegnen sei: Um die Symptome zum Verschwinden zu bringen muß die »Konversion« rückgängig gemacht werden. In was aber will Freud die Bilder »rekonvertieren«? Die »Studien über Hysterie« geben folgende Beschreibung der neuartigen »kathartischen Methode«:

Wir fanden nämlich, anfangs zu unserer größten Überraschung, daß die einzelnen hysterischen Symptome sogleich und ohne Wiederkehr verschwanden, wenn es gelungen war, die Erinnerung an den veranlassenden Vorgang zu voller Helligkeit zu erwecken, damit auch den begleitenden Affekt wachzurufen, und wenn dann der Kranke den Vorgang in möglichst ausführlicher Weise schilderte und dem Affekte Worte gab.¹⁸

Was Charcot an körperlich-bildhaften Symptomen zwecks photographischer Statuierung und Archivierung erzeugt und auf seiner wissenschaftlichen Bühne vorführt, ohne jemals einem Patienten ein Wort über seine

¹⁷ Freud: Die Abwehr-Neuropsychosen; I, 63f.

¹⁸ Breuer/Freud: Studien über Hysterie; I, 85.

Erkrankung zu glauben (denn als ein weiteres Symptom der Hysterie gilt ihm die zwanghafte Unaufrichtigkeit der Kranken),¹⁹ erledigt Freud schlicht dadurch, daß er die Patienten zu Wort kommen läßt: Zur Heilung hysterischer Symptome ist nur nötig, daß »der Kranke den Vorgang in möglichst ausführlicher Weise schildert und dem Affekte Worte« gibt. Die hermetischen körperlichen Metaphern verschwinden (zur »größten Überraschung« der Ärzte, was hier wiederum nicht überrascht) »so gleich und ohne Wiederkehr«, wenn der Patient selbst die betreffende traumatische Situation nachträglich in die kausale Logik des bewußten Sprechens überführt.

Die Austreibung der Bilder

Die Verdrängung wird aufgehoben in der Ersetzung symptomatischer Körperbilder durch sprachliche Signifikanten, das heißt der Körper kommt zur Sprache, aber nur unter Aufgabe seiner spezifischen Körperllichkeit durch die Überführung in abstrakte Sprachzeichen. Der Arzt fungiert hierbei als ‚Lektor‘ des entstehenden Textes, denn er hat nur die Aufgabe, das psychische Trauma »wachzurufen«, also »die Erinnerung an den veranlassenden Vorgang zu voller Helligkeit zu erwecken«.²⁰ Wie aber kann es gelingen, das psychische Trauma im Gedächtnis des Patienten aufzufinden, wenn dieses gerade dadurch definiert ist, der bewußten Erinnerung nicht zugänglich zu sein? Als einziger Hinweis auf das im Unbewußten auf Erweckung wartende Trauma bleiben Freud die bewußten »Erinnerungssymbole«, und so macht er schließlich Jagd auf Bilder:

Ist einmal ein Bild aus der Erinnerung aufgetaucht, so kann man den Kranken sagen hören, daß es in dem Maße zerbröckle und undeutlich werde, wie er in der Schilderung desselben fortschreite. *Der Kranke trägt es gleichsam ab, indem er es in Worte umsetzt.* Man orientiert sich nun an dem Erinnerungsbilde selbst, um die Richtung zu finden, nach welcher die Arbeit fortzusetzen ist.

¹⁹ Vgl. Charcot, Jean-Martin: Neue Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Sigmund Freud. Leipzig und Wien 1886; S. 14ff.

²⁰ Daß hierbei eine Suggestion durch den Arzt eine Rolle spielen könnte, weist Freud mehrmals strikt zurück. Vgl. Breuer/Freud: Studien über Hysterie; I, 86 und Freud: Zur Ätiologie der Hysterie; I, 441.

»Schauen Sie sich das Bild noch einmal an. Ist es verschwunden?« – »Im ganzen ja, aber dieses Detail sehe ich noch.« – »Dann hat dies noch etwas zu bedeuten. Sie werden entweder etwas Neues dazu sehen, oder es wird Ihnen bei diesem Rest etwas einfallen.« – Wenn die Arbeit beendigt ist, zeigt sich das Gesichtsfeld wieder frei, man kann ein anderes Bild hervorlocken. Andere Male bleibt ein solches Bild hartnäckig vor dem inneren Auge des Kranken stehen, trotz seiner Beschreibung, und das ist für mich ein Zeichen, daß er mir noch etwas Wichtiges über das Thema des Bildes zu sagen hat. Sobald er dies vollzogen hat, schwindet das Bild, wie ein erlöster Geist zur Ruhe eingeht.²¹

Für die kathartische Methode, die theoretisch wie praktisch als Ursprung der Psychoanalyse gelten darf,²² ergibt sich demnach folgendes Konzept: Während nach und nach die pathogenen Verdrängungen und Traumata »zu voller Helligkeit erweckt« und vom Patienten selbst in Sprache ›rekonvertiert‹ werden, beginnen die parasitären Bilder zu zerbröckeln, undeutlich zu werden, und gehen schließlich für immer zur Ruhe ein wie »erlöste Geister«. Von Anfang an arbeitet die Psychoanalyse im Spannungsfeld zwischen Bild und Sprache, Bild und Text, und zwar mit der Tendenz, die eigentümliche Bildlichkeit hysterischer Phänomene sprachlich »abzutragen«. Gesichtshalluzinationen, körperliche Defekte ohne physische Ursachen und scheinbar harmlose Kindheitserinnerungen²³ – allesamt gelten sie Freud als metaphorische Substitutionen psychischer Traumata und verdrängter Vorstellungen, die als bildliche »Erinnerungssymbole« Lücken und Inkohärenzen in der bewußten Lebensgeschichte der Kranken markieren. Die »Schilderung in möglichst ausführlicher Weise« und das »dem Affekte Worte Geben« durch den Kranken selbst bringt die verdrängten Vorstellungen und Erlebnisse zu Bewußtsein, schließt die Erinnerungslücken und ›rekonvertiert‹ bildhafte Symptome in Sprache – womit gleichzeitig auch schon gesagt ist, daß die ursprüngliche Konversion vom Text zum Bild erfolgt. Was am Ende erscheint, wenn nichts mehr erscheint und ›das Gesichtsfeld sich wieder frei zeigt‹, ist Sprache, genau wie das, was bereits da ist, bevor irgendetwas erscheint.

²¹ Breuer/Freud: Studien über Hysterie; I, 282f.

²² Freud selbst empfiehlt 1908 im Vorwort zur zweiten Auflage jedem an der Psychoanalyse Interessierten, mit den »Studien über Hysterie« zu beginnen, und den Weg zurückzulegen, den auch er selbst gegangen sei; vgl. ebd., S. 80.

²³ Vgl. Freud: Über Deckerinnerungen; I, 531–54.

In der ätiologisch-biographischen Sukzession gesund–krank–gesund markieren die Bilder für Freud das akute Stadium der Krankheit, das er gemäß seinem hippokratischen Auftrag zu eliminieren sucht. Dementsprechend spielen die Bilder auch nur als Sprachstörungen eine Rolle, und nicht in ihrer spezifischen Bildlichkeit – sie markieren nur die Gedächtnislücken, wo die Analyse anzusetzen, der Patient noch etwas zu sagen hat. Wenn Freud dort den Patienten die Bilder ab- und dafür Text eintragen lässt, entstehen aus Krankengeschichten kohärente Lebensgeschichten. Die Psychoanalyse ist eine ikonoklastische Poetologie – sie »konvertiert« ikonographische Ätiologien in textuelle Biographien.

Was aber verschaffte, um die Frage Lacans noch einmal aufzugreifen, dem Begehrten Freuds das Privileg, »die Eingangstür zu jenem Feld von Erfahrung« zu finden, »das er als das Unbewußte bezeichnete«? In einer Fußnote zu einer der Fallgeschichten der »Studien über Hysterie« findet sich folgende persönliche Anmerkung Freuds:

Man kann das offenbar nur verstehen, wenn man sich selbst in solch einem Zustande befunden hat. Ich verfüge über eine sehr auffällige Erinnerung dieser Art, die mir lebhaft vor Augen steht. Wenn ich mich bemühe, mich zu erinnern, was damals im mir vorging, so ist meine Ausbeute recht armselig. Ich sah damals etwas, was mir gar nicht in die Erwartung paßte, und ließ mich durch das Gesehene nicht im mindesten in meiner bestimmten Absicht beirren, während doch diese Wahrnehmung meine Absicht hätte aufheben sollen. Ich wurde mir des Widerspruches nicht bewußt, und ebensowenig merkte ich etwas von dem Affekt der Abstoßung, der doch unzweifelhaft schuld daran war, daß jene Wahrnehmung zu gar keiner psychischen Gel tung gelangte. Ich war mit jener Blindheit bei sehenden Augen geschlagen, die man an Müttern gegen ihre Töchter, an Männern gegen ihre Ehefrauen, an Herrschern gegen ihre Günstlinge so sehr bewundert.²⁴

Die nur anhand eigener Erfahrungen verstehbare »Blindheit bei sehenden Augen«, die Freud an seinen Hysterica diagnostiziert, besteht darin, Unlust erregende Tatsachen einfach zu übersehen, also nicht zu sehen, was man nicht sehen will. Was aber dem ehrgeizigen Mediziner Freud, dessen Vorträge über Hysterie zu dieser Zeit nur durch eisige Stille und wissenschaftliche Isolation beantwortet werden,²⁵ zweifellos am meisten Unlust bereitet, sind die hysterischen Symptome seiner Patienten. Ein-

²⁴ Breuer/Freud: Studien über Hysterie; I, 175.

²⁵ Vgl. Freud: Die Widerstände gegen die Psychoanalyse; X, 59.

zig die Tatsache, über eine Methode zu verfügen, die diese Symptome verschwinden ließe, würde die Richtigkeit seiner Theorie beweisen und damit die wissenschaftliche Reputation sichern. Entgegen den bahnbrechenden Heilungserfolgen aber, von denen die »Studien über Hysterie« berichten, gesteht Freud in einem Brief an seinen Freund Wilhelm Fließ, daß es ihm nicht gelungen sei, »nur eine Analyse zum wirklichen Abschluß zu bringen«.²⁶ Bilder also, die hartnäckig dem Absprechen in den Sitzungen widerstehen, werden einer zweiten Kur namens wissenschaftliche Publikation unterzogen, die sie ebenfalls sprachlich auflöst, und zwar mit derselben Nachträglichkeit, die schon die Wirkung des psychischen Traumas und die kathartische Methode kennzeichneten.²⁷

Was Freud, »blind bei sehenden Augen«, nicht sah, ist, daß er die symptomatischen Bilder, die ihm die hysterischen Patienten darboten, nicht (mehr) sehen wollte: Bilder unterliegen in der Psychoanalyse einer Urverdrängung, weshalb sie auch »zu gar keiner psychischen Geltung« gelangen. Und so kommt es, daß Charcots theatralische Darbietungen und Bildarchive bei Freud keine weitere Beachtung finden, hysterische Symptome bei »ausführlicher Schilderung« durch den Kranken »sogleich und ohne Widerkehr« verschwinden und aus therapeutischen Fehlschlägen bei Veröffentlichung Heilungserfolge werden.

Weil aber, nach Freuds Diktum, Verdrängungen metaphorische Erinnerungssymbole hinterlassen und Erbsünden bekanntlich nicht einfach zu sühnen sind, ist zu erwarten, daß auch in der Psychoanalyse selbst die verdrängten Bilder noch einmal wiederkehren.

²⁶ Vgl. Freud: Briefe an Wilhelm Fließ 1887–1904. Ungekürzte Ausgabe. Hg. Jeffrey Moussaieff Masson. Frankfurt a. M. 1986; Brief 139, S. 283.

²⁷ Zum Thema der Nachträglichkeit vgl. Stingelin, Martin: »O pudenda origo«. Zur psychoanalytischen Poetik der Nachträglichkeit. In: Borch-Jacobsen, Mikkel: Anna O. zum Gedächtnis. Eine hundertjährige Irreführung. München 1997; S. 121–154; Zur Fähigkeit Freuds, aus Selbstanalysen theoretischen Gewinn zu ziehen, vgl. Schneider, Manfred/Kittler, Friedrich A.: Das Beste, was du wissen kannst. In: Kittler, Friedrich A./Schneider, Manfred/Weber, Samuel: Diskursanalysen 2. Institution Universität. Opladen 1990; S. 129–151.

II Freuds Schreibmaschine

»Aller Anfang ist schwer«, sagt der Volksmund, dem auch Freud so oft das Quentchen Wahrheit nicht absprechen will. Im Falle der Psychoanalyse aber ist er gleich doppelt schwer, denn wenn einerseits ohne sprachliche Formulierung kein hysterisches Symptom verschwindet, andererseits aber ohne bildhaftes Symptom der Arzt keinen Anhaltspunkt zur Behandlung besitzt, dann steht am Ursprung der Psychoanalyse unreduzierbar die Differenz zwischen Bild und Text als mediale Bedingung ihrer Möglichkeit. Weil jedoch Freuds Unbewußtes²⁸ von Anfang an den Text privilegiert, werden die Bilder zum Unbewußten der Psychoanalyse selbst, zu ihrem Anderen, das sie als Krankheit bekämpft. Bereits die kathartische Methode macht, indem sie den Patienten Bilder »absprechen« läßt, eine pathologische »Konversion« rückgängig, die folglich zuvor vom Text zum Bild stattgefunden haben muß.²⁹ Doch Freud, der nicht sieht, daß er nicht sehen, sondern schreiben will, übersieht die Spur dieses ursprünglichen, unbewußten Textes und versucht im Gegenteil, sich ein Bild zu machen von jenem »psychischen Apparat«, dessen Defekte er an seinen Patienten studiert. Und genau deshalb, weil sein allgemeines Modell der menschlichen Psyche ihre pathologischen Normabweichungen, mithin also die theoretischen Prämissen der Heilmethode zusammenfaßt, wird die Jagd auf Bilder programmatisch auch für die gesamte Metapsychologie der Psychoanalyse. Freud paßt das Modell des »psychischen Apparates« mehrmals dem rasch fortschreitenden Erkenntnisstand seiner Forschung an, und jedesmal zeichnet sich die skripturale Grundkonzeption des Unbewußten deutlicher in der Metaphorik des »Apparates« ab.³⁰ Gleichzeitig und als Kehrseite dieser Ent-

²⁸ Hier ist sowohl Freuds Verdrängung der Bilder, als auch die Privilegierung der Schrift in der psychoanalytischen Theorie des Unbewußten gemeint. Eines ist jeweils die Kehrseite des Anderen, so daß man sagen kann: Das Unbewußte der Psychoanalyse spiegelt das ihres Vaters.

²⁹ Spuren dieser Erkenntnis finden sich bereits in den »Studien über Hysterie«, so z.B. dort, wo Freud Überlegungen zur verbalen »Kränkung« als psychisches Trauma anstellt. Vgl. Breuer/Freud: Studien über Hysterie; I, 87.

³⁰ Eine äußerst scharfsichtige Interpretation der Metaphorik dieser Modelle, an die sich auch die folgende Lektüre in wesentlichen Punkten hält, findet sich bei Jacques Derrida. Vgl. Derrida, Jacques: Freud und der Schauplatz der Schrift. In: ders.: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a.M. 61994; S. 302–350.

wicklung verstört sich auch die ikonoklastische Tendenz der Psychoanalyse, weshalb sich hier eine Skizze der Entwicklungsstufen des »psychischen Apparates« lohnt.

Neuronengeschichten

Als Urszene der Bemungen um ein integrales Modell der menschlichen Psyche lt sich eine nächtliche Zugfahrt des Jahres 1895, des Jahres der Veröffentlichung der »Studien über Hysterie«, ausmachen. In deren Verlauf nämlich beginnt Freud (diesmal offensichtlich sehend bei blinden Augen, »denn es war zu finster zum Lesen³¹), mit der Niederschrift eines Manuskripts, das er, kaum nach Wien zurückgekehrt, zum »Entwurf einer Psychologie« ausarbeitet. Umgesetzt in Kategorien der Neurologie finden sich hier wiederum die Begriffe der Wahrnehmung, des Gedächtnisses, des Bewußtseins und der Verdrängung, also die zentralen Punkte der »Studien über Hysterie«, und zumindest die dabei entwickelten Fragen können für die Psychoanalyse als wegweisend gelten. Besonders bemerkenswert ist dabei ein Problem, das sich im Zusammenhang mit der »Darstellung«³² des Gedächtnisses ergibt:

Eine Haupteigenschaft des Nervengewebes ist das Gedächtnis, d.h. ganz allgemein die Figkeit, durch einmalige Vorgänge dauernd verändert zu werden [...]. Eine irgendwie beachtenswerte psychologische Theorie muß eine Erklärung des »Gedächtnisses« liefern. Nun stft jede solche Erklärung auf die Schwierigkeit, daß sie einerseits annehmen muß, die Neurone seien nach der Erregung dauernd anders als vorher, wärend doch nicht gelehnt werden kann, daß die neuen Erregungen im allgemeinen auf dieselben Aufnahmsbedingungen stoßen wie die früheren. Die Neurone sollen also sowohl beeinflußt sein als auch unverändert, unvoreingenommen. Einen Apparat, der diese komplizierte Leistung vermochte, können wir vorderhand nicht ausdenken [...].³³

Die Konstruktion des »Apparates« stft hier auf das Paradox eines Systems, das sowohl »beeinflußt«, als auch »unvoreingenommen« sein soll. Die Lösung des Problems liegt jedoch in der Struktur des besagten »Gewebes«, dessen »Haupteigenschaft« das Gedächtnis ist:

³¹ Freud: Briefe an Wilhelm Fließ: Brief 73, S. 142 (s. Anm. 26).

³² Vgl. Freud: Entwurf einer Psychologie; Nachtragsband, S. 392.

³³ Ebd., S. 391.

Es gibt also durchlässige (keinen Widerstand leistende und nichts retenierende) Neurone, die der Wahrnehmung dienen, und undurchlässige (mit Widerstand behaftete [...]) Neurone, die Träger des Gedächtnisses, wahrscheinlich also der psychischen Vorgänge überhaupt sind. Ich will das erstere System von Neuronen fortan ϕ , das letztere ψ nennen.³⁴

Während die Reize der Außenwelt von den Wahrnehmungsneuronen (»System ϕ «) ohne jegliche Beeinflussung einfach weitergeleitet werden, hinterlassen sie im »System ψ « dauerhafte Spuren, die Freud »Bahnungen«³⁵ nennt. Die Stärke der »Bahnung«, des ›Eindrucks‹, den ein äußerer Reiz im Gedächtnis hinterlässt, ergibt sich aus dem Verhältnis der Größe des Reizes zu dem Widerstand, den die Neuronen des »Systems ψ « ihm entgegenbringen, also aus der Differenz zweier entgegengesetzter Kräfte. Äußere Reize von schwacher Intensität, die den Widerstand der ψ -Neuronen nicht überwinden können, hinterlassen keine Spuren im Gedächtnis, indessen genügend starke den Widerstand dauerhaft herabsetzen und die »Bahnungen« erzeugen, wonach also neue Eindrücke auch neue Spuren »bahnen«, während wiederholte Wahrnehmungen auf bereits »gebahnte« Wege treffen. Auch hier spielen demnach Differenzen zwischen Kräften die entscheidende Rolle. Entsprechend heißt es im »Entwurf«:

*Das Gedächtnis sei dargestellt durch die Unterschiede in den Bahnungen zwischen den ψ Neuronen.*³⁶

Die sich aus dieser These ergebenden Konsequenzen faßt Jacques Derrida in seinem Aufsatz »Freud und der Schauplatz der Schrift« folgendermaßen zusammen:

Die Spur als Gedächtnis ist keine reine Bahnung, die man sich stets wieder in einfacher Präsenz aneignen könnte. Sie ist die unfaßbare und unsichtbare Differenz zwischen den Bahnungen. Man weiß also schon, daß das psychische Leben weder die Transparenz des Sinns noch die Dichte der Kraft, sondern die Differenz in der Arbeit der Kräfte ist. Nietzsche hatte das ausdrücklich gesagt.³⁷

³⁴ Ebd., S. 392.

³⁵ Vgl. ebd., S. 392f.

³⁶ Ebd., S. 393.

³⁷ Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, S. 308 (s. Anm. 30).

Der Hinweis auf Nietzsche ist wertvoll, denn er hilft die implizite Logik von Freuds Konzept zu verstehen. Nietzsche erklärt jeglichen Sinn und jegliche Wahrheit als aktuelle Resultante einer Differenz zwischen aktiven und reaktiven, oder besser aggressiven und defensiven Kräften, deren ewig wiederkehrende Konfrontation stets neue Konstellationen hervorbringt. Den aktiven, aggressiven Kräften entsprechen in Freuds Schema genau die äußeren Reize, auf die das »System ψ « mit einem Widerstand reagiert, der folglich eine defensive Kraft, eine Schutzfunktion sein muß. Genau das ist auch der Fall:

Wie unwillkürlich denkt man hierbei an das ursprüngliche Bestreben des Nervensystems, sich die Belastung durch $Q\bar{\eta}$ [i. e. Reizquantität] zu ersparen oder sie möglichst zu verringern. Durch die Not des Lebens gezwungen, hat das Nervensystem sich einen $Q\bar{\eta}$ -Vorrat [i. e. der Widerstand] anlegen müssen. [...] Nun erspart es sich die *Erfüllung* mit $Q\bar{\eta}$, die Besetzung, wenigstens teilweise, indem es die *Bahnungen* herstellt. Man sieht also, die *Bahnungen dienen der Primärfunktion.*³⁸

Die »Primärfunktion« besteht darin, das Erregungsniveau des Systems konstant zu halten, bzw. eine Niveauerhöhung in Folge zu starker Sinnesreize zu verhindern, was durch eine Art Reizschutz in Form eigener Gegenbesetzung geschieht.³⁹ Dadurch wird jedoch die Besetzung nicht verhindert, sondern nur aufgeschoben, weil die Bahnung den Widerstand herabsetzt und den Vorrat dadurch reduziert.⁴⁰ Obwohl Freuds Schilderung (wie jede sprachlich verfaßte) es nahelegt, darf hier jedoch nicht die Vorstellung einer temporalen Sukzession auftreten, denn es handelt sich beim »Primärprozeß« strenggenommen gar nicht um einen Prozeß.⁴¹ Wie bei Nietzsche, und übrigens auch bei Newton, tritt hier nie zunächst eine, dann, als Reaktion, die andere Kraft auf, sondern es wirken stets beide antagonistischen Kräfte. Daraus zieht Derrida einen verblüffenden Schluß:

³⁸ Freud: Entwurf einer Psychologie; Nachtragsband, S. 393.

³⁹ Vgl. ebd., S. 389f; Dieselbe Annahme findet sich sehr viel später wieder im 4. und 5. Kapitel von »Jenseits des Lustprinzips«, wo Freud auch seinen Hoffnungen Ausdruck gibt, daß die Psychologie doch noch eine physiologische Basis erhält, was freilich jede Psychoanalyse überflüssig machen würde. Vgl. Freud: Jenseits des Lustprinzips; XIII, 23–45.

⁴⁰ Vgl. Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, S. 310 (s. Anm. 30).

⁴¹ In der »Traumdeutung« wird Freud den »Primärprozeß« denn auch zur »theoretischen Fiktion« erklären. Vgl. Freud: Traumdeutung; II/III, 609.

Die Wiederholung trifft nämlich nicht zum ersten Eindruck unvermutet *hinz*u, ihre Möglichkeit ist bereits im Widerstand da, den die psychischen Neuronen *beim ersten Mal* aufbieten. Der Widerstand selbst ist nur möglich, wenn der Widerstand der Kräfte fortduert oder sich ursprünglich wiederholt. Die Vorstellung eines *ersten Mals* ist es, die an sich rätselhaft wird.⁴²

Was hat das nun in Bezug auf Freuds Theorie der Wahrnehmung und des Gedächtnisses, die Systeme ϕ und ψ , zu bedeuten? Alle Wahrnehmungen unterliegen dem »Primärprozeß«, werden also nach ihrer Reizintensität gefiltert, wobei die Chance zur Erinnerung zu werden mit jeder Wiederholung steigt. Bezuglich des Gedächtnisses, um dessen Klärung es Freud ja hauptsächlich geht, muß die Wiederholung sogar als ursprünglich angesehen werden, einfach weil Erinnerungen, an die man sich nicht erinnert, keine sind: Erinnerung ist stets Wiedererinnerung. Der so gewonnene Begriff einer »ursprünglichen Wiederholung« lässt also jede Rede von präsenten Sinneseindrücken obsolet erscheinen, und gleichzeitig erledigt die unausweichliche Reizzensur des Primärprozesses jeden Begriff einer objektiven Wahrnehmung,⁴³ oder, in den Worten Derridas:

Das Leben schützt sich zweifellos mit Hilfe der Wiederholung, der Spur und des Aufschubs (*différance*). Vor dieser Formulierung muß man sich aber in acht nehmen: es gibt nicht *zunächst* präsentes Leben, das sich *anschließend* zu schützen, zu verzögern und im Aufschub vorzubehalten begäne. Der Aufschub bildet das Wesen des Lebens. Vielmehr: da der Aufschub (*différance*) kein Wesen ist, weil er nichts ist, ist er *nicht* das Leben, wenn Sein als *ousia*, Präsenz, Wesenheit/Wirklichkeit, Substanz oder Subjekt bestimmt wird. Das Leben muß als Spur gedacht werden, ehe man das Sein als Präsenz bestimmt.⁴⁴

Das »Sein« aber, das erst als Präsenz bestimmt werden kann, wenn das Leben als Spur gedacht wird, ist das Bewußtsein, das von nun an ein sekundäres Phänomen ist. All die klassischen Termini in der Aufzählung Derridas sind philosophische Bestimmungen des Bewußtseins, einfach weil dieses bisher als alleinige Instanz des Denkens gegolten hatte, wohin-

⁴² Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, S. 310 (s. Anm. 30).

⁴³ Im »Entwurf« schreibt Freud: »Was wir *Dinge* nennen sind Reste, die sich der Beurteilung entziehen«; Freud: Entwurf einer Psychologie; Nachtragsband, S. 429.

⁴⁴ Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, S. 311 (s. Anm. 30).

gegen es bei Freud gegenüber dem »Primärprozeß« nachträglich und daher von diesem determiniert ist. *Res cogitans* und Subjekt, Präsenz und Wirklichkeit sind nur verspätete metaphorische Substitutionen an anderer Stelle, nichts als ein Effekt des aufgrund wesenloser, nicht-seiender Differenzen arbeitenden »Primärprozesses«. Die Differenz aber, die Bedingung der Möglichkeit jeder Spur, identifiziert Derrida als das Prinzip der Schrift, wie auch der Sprache allgemein, und so komplettiert die Theorie des Gedächtnisses, die der »Entwurf« liefert, genau die Behandlungsmethode der »Studien über Hysterie«. Die kathartische Methode »rekonvertiert« bildhafte Symptome in eine Sprache, deren strukturelles Funktionsprinzip nach Derrida identisch ist mit dem jener ursprünglichen, aber stets abwesenden Einschreibung ins Gedächtnis, einer Erinnerungsspur, die die Psychoanalyse lesbar machen soll anhand von Bildern, die nur denkbar sind als ›Unfall‹ zwischen Ein- und Ausdruck.⁴⁵ Doch ganz gleich, was man von den Ideen Derridas halten mag – Freud läßt an der Beschaffenheit seiner »Bahnungen« schon bald keinen Zweifel mehr. Zwar bleibt der »Entwurf einer Psychologie« unfertig liegen (er wird von Freud auch später nicht komplettiert oder veröffentlicht werden), aber schon 1896, also im folgenden Jahr, kann Freud seinem Freund Fließ von einer neuen Version des »psychischen Mechanismus« berichten, wobei er sich einer ganz anderen Metaphorik bedient:

Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, daß unser psychischer Mechanismus durch Aufeinanderschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine *Umordnung* nach neuen Beziehungen, eine *Umschrift* erfährt. Das wesentlich Neue an meiner Theorie ist also die Behauptung, daß das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt.⁴⁶

Das Psychische offenbart seine schriftliche ›Natur‹, und infolgedessen liest sich die Beschreibung des psychischen Apparates nun folgendermaßen:

W sind Neurone, in denen die Wahrnehmungen entstehen, woran sich Bewußtsein knüpft, die aber an sich keine Spur des Geschehens bewahren. *Bewußtsein und Gedächtnis schließen sich nämlich aus.*

⁴⁵ Problematisch bleibt dabei bezüglich seiner Raum- und Zeitstruktur genau das »Zwischen«, das die Differenz »ist«, und das jedenfalls durch die Hysterie beträchtlich in die Länge gezogen wird.

⁴⁶ Freud: Briefe an Wilhelm Fließ. Brief 112, S. 217 (s. Anm. 26).

Wz [Wahrnehmungszeichen] ist die erste Niederschrift der Wahrnehmungen, des Bewußtseins ganz unfähig, nach Gleichzeitigkeitsassoziationen gefügt.

Ub (Unbewußtsein) ist die zweite Niederschrift, nach anderen, etwa Kausalbeziehungen angeordnet. Ub-Spuren würden etwa Begriffserinnerungen entsprechen, ebenfalls dem Bewußtsein unzugänglich.

Vb (Vorbewußtsein) ist die dritte Umschrift, an Wortvorstellungen gebunden, unserem offiziellen Ich entsprechend. Aus diesem Vb werden die Besetzungen nach gewissen Regeln bewußt, und zwar ist dieses sekundäre *Denkbewußtsein* ein der Zeit nach nachträgliches, wahrscheinlich an die halluzinatorische Belebung von Wortvorstellungen geknüpft, so daß die Bewußtseinsneurone wieder Wahrnehmungsneurone und an sich ohne Gedächtnis wären.⁴⁷

Bilder gibt es hier nur am Anfang und am Ende, einmal am Entstehungs-ort der Wahrnehmungen, das andere Mal im »sekundären Denkbewußtsein« als »halluzinatorische Belebung von Wortvorstellungen«, und beide Male geknüpft an Neurone, die »keine Spur des Geschehens bewahren«. Alle relevanten psychischen Funktionen aber fallen den verschiedenen »Niederschriften« zu, weil, wie oben zitiert, nur Instanzen, die Eindrücke »retenieren«, geeignet sind, das Gedächtnis »darzustellen« und somit »Träger der psychischen Funktionen überhaupt« zu sein: »*Bewußtsein und Gedächtnis schließen sich nämlich aus*«. In Freuds skripturaler Metaphorik des Psychischen finden die Bilder nur ganz am Rande einen Platz, als Markierung der Grenzen, die für die Psyche Wahrnehmung und Bewußtsein darstellen. Die intrapsychischen Vorgänge aber sind Schriftprozesse, wie sich z. B. an der folgenden, im selben Brief enthaltenen Definition der Verdrängung erkennen läßt: »Die Versagung der Übersetzung, das ist das, was klinisch ›Verdrängung‹ heißt«,⁴⁸ und was, so ist hinzuzufügen, bildliche Symptome generiert, die dann mittels Psychoanalyse nachträglich doch noch »übersetzt« werden. Aus der »Konversion« der kathartischen Methode ist schließlich eine »Übersetzung« geworden, und deren Mechanismus herauszufinden bedeutet, den Schlüssel zu den wichtigsten psychischen Prozessen zu besitzen. In dieser Hinsicht erweist sich das Studium der Träume als vorteilhaft gegenüber dem der Hysterie, weil Freud mit seinen eigenen Träumen reichlich Material zur Verfügung steht, über dessen Veröffentlichung er frei verfügen kann, und weil er

⁴⁷ Ebd., S. 217f.

⁴⁸ Ebd., S. 219.

mit der Analyse seiner eigenen Person, die er als »ungefähr normal«⁴⁹ einschätzt, dem Vorwurf zu entgehen hofft, seine Erkenntnisse besäßen nur Gültigkeit für pathologische Geisteszustände. Was aber die Methode der Traumanalyse angeht, so gedenkt Freud »den Traum selbst wie ein Symptom zu behandeln und die für letztere ausgearbeitete Methode der Deutung auf ihn anzuwenden«⁵⁰ – Träume wie Symptome, beide sind nur Bilder, die einen tieferen Sinn, eine ganz andere Wahrheit verdecken, welche sich nur durch Bildabbau und -zersetzung heben lässt. Die theoretische Äquivalenz von Symptom und Traum als Bilder aber ist ihrerseits ein Symptom von Freuds unbewußtem Ikonoklasmus.

Traumtext und Bilderschrift

1899 leitet Freud mit der Veröffentlichung seiner Selbstanalyse ein neues Jahrhundert der Psychologie ein, und selbstverständlich enthält die »Traumdeutung«, um die es sich dabei handelt, auch eine neue Version des »psychischen Apparates«:

Wir weichen jedem Mißbrauch dieser Darstellungsweise [i. e. der topologischen] aus, wenn wir uns erinnern, daß Vorstellungen, Gedanken, psychische Gebilde im allgemeinen überhaupt nicht in organischen Elementen des Nervensystems lokalisiert werden dürfen, sondern sozusagen *zwischen ihnen*, wo Widerstände und Bahnungen das ihnen entsprechende Korrelat bilden. Alles, was Gegenstand unserer inneren Wahrnehmung werden kann, ist *virtuell*, wie das durch den Gang der Lichtstrahlen gegebene Bild im Fernrohr. Die Systeme aber, die selbst nichts Psychisches sind und nie unserer psychischen Wahrnehmung zugänglich werden, sind wir berechtigt anzunehmen gleich den Linsen des Fernrohrs, die das Bild entwerfen.⁵¹

Wie schon im »Entwurf« lässt sich das eigentliche psychische Geschehen nur zwischen den »Elementen des Nervensystems« lokalisieren, als »Widerstände und Bahnungen«, als ort- und substanzlose Kräftedifferenzen, denen in der skripturalen Analogie die verschiedenen »Umschriften« entsprechen. Dagegen lassen sich die Systeme, »die selbst nichts psychisches sind«, im Bild des Fernrohrs erfassen: als »Linsen«. Der »psychische Ap-

⁴⁹ Freud: Die Traumdeutung, II/III, 109.

⁵⁰ Ebd., II/III, 105.

⁵¹ Ebd., II/III, 615f.

parat« der »Traumdeutung« ist eine optische Maschine, aber die Bilder, die er im Bewußtsein des Träumers flimmern läßt, sind determiniert durch die Schrift des Psychischen, sind Produkt einer »Übersetzung«:

Traumgedanken und Trauminhalt liegen vor uns wie zwei Darstellungen desselben Inhaltes in zwei verschiedenen Sprachen, oder besser gesagt, der Trauminhalt erscheint uns als Übertragung der Traumgedanken in eine andere Ausdrucksweise, deren Zeichen und Fügungsgesetze wir durch die Vergleichung von Original und Übersetzung kennen lernen sollen.⁵²

Weil der bildhafte »Trauminhalt« von sprachlichen »Traumgedanken« beherrscht ist, täuscht sich jeder, der etwa versuchen wollte, die Traumbilder als Bilder anzusehen. Wer dagegen Träume richtig verstehen will, muß sie als »Bilderschrift« auffassen:

Der Trauminhalt ist gleichsam in einer Bilderschrift gegeben, deren Zeichen einzeln in die Sprache der Traumgedanken zu übertragen sind. Man würde offenbar in die Irre geführt, wenn man diese Zeichen nach ihrem Bilderwert anstatt nach ihrer Zeichenbeziehung lesen wollte. Ich habe etwa ein Bilderrätsel vor mir:⁵³

Die »richtige Beurteilung« des Rebus ist erst möglich, wenn man sich bemüht, »jedes Bild durch eine Silbe oder ein Wort zu ersetzen, das nach irgendwelcher Beziehung durch das Bild darstellbar ist«.⁵⁴ Was jedoch bereits das Bild an Sinn zu kommunizieren scheint, ist pure Täuschung:

Für unsere Deutung bleibt es Vorschrift, den scheinbaren Zusammenhang im Traum, als seiner Herkunft nach verdächtig, in allen Fällen unbeachtet zu lassen und vom Klaren, wie vom Verworrenen den gleichen Weg des Rückgangs zum Traummateriale einzuschlagen.⁵⁵

Nicht nur die Bilder des Traumes bleiben also auf der Strecke, sondern auch das, was etwa sinnvoll an ihnen erscheint, ist »seiner Herkunft nach verdächtig« und darf die »Übertragung« in die »Sprache der Traumgedanken« nicht überstehen. Sehr treffend bemerkt dazu der Medientheoretiker Friedrich Kittler:

⁵² Ebd., II/III, 283.

⁵³ Ebd., 283f.

⁵⁴ Ebd., II/III, 284.

⁵⁵ Ebd., II/III, 504f.

Daß »Die Traumdeutung« das Phänomen Traum ignoriert [...], ist schon der erste Schritt zur Entzifferung. Transpositionen liquidieren ihr Ausgangsmedium. An Freuds Forderung, jedes Bild durch eine Silbe oder ein Wort zu ersetzen, ist jede Silbe und jedes Wort wörtlich zu nehmen.⁵⁶

Durch den Primat einer latenten »Sprache der Traumgedanken«, die über das formale Kriterium differentieller Zeichenbeziehungen definiert ist, fallen die Bilder und der mit ihnen verbundene Sinn also buchstäblich der Verdrängung durch sprachliche Zeichen anheim. Die Traumanalyse achtet nur auf Relationen zwischen Bildelementen und ignoriert deren bildlichen Sinn, indem sie sie als metaphorische Substitutionen und metonymische Verschiebungen⁵⁷ auffaßt, die durch die Traumzensur bewirkt und durch die Analyse rückgängig gemacht werden. Da Bilder die Wahrheit allemal nur entstellt wiedergeben, müssen sie zerlegt und anhand ihrer immanenten Relationen in die »Sprache der Traumgedanken« überführt werden, die gleichzeitig die der Psychoanalyse ist. Was also hier als der poetologische Aspekt der Psychoanalyse behandelt wird – die Texterzeugung durch Bildzersetzung – ist für Freud stets die Rekonstruktion eines ursprünglichen Sinns. So wird nicht nur, wie Derrida schreibt, »die topische, zeitliche und formale Regression des Traumes als Rückweg in einer Schriftlandschaft gedeutet werden müssen«,⁵⁸ sondern auch die der Traumdeutung. Und weil Bilder auf dieser Reise durch skripturale Seelenlandschaften nur abseitige Irrlichter sind, die die Deutung vom richtigen Wege abbringen, erteilt Freud auch gleich die entsprechenden »Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung«:

Man strebt zweierlei bei ihm [i. e. dem Patienten] an, eine Steigerung seiner Aufmerksamkeit für seine psychischen Wahrnehmungen und eine Ausschaltung der Kritik, mit der er die ihm auftauchenden Gedanken sonst zu sichten pflegt. Zum Zwecke seiner Selbstbeobachtung mit gesammelter Aufmerksamkeit ist es vorteilhaft, daß er eine ruhige Lage einnimmt und die Augen schließt;⁵⁹

⁵⁶ Kittler, Friedrich A.: Aufschreibesysteme 1800/1900. München ³1995; S. 347.

⁵⁷ Vgl. Freud: Die Traumdeutung; II/III, 284ff und 310ff.

⁵⁸ Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, S. 316f (s. Anm. 30).

⁵⁹ Freud: Die Traumdeutung; II/III, 105.

Das Gegenstück zu dieser »analytischen Grundregel« für den Patienten bildet beim Analytiker die »gleichschwebende Aufmerksamkeit«,⁶⁰ das heißt der Verzicht auf alle bewußte Kritik des ihm Mitgeteilten:

[E]r [i. e. der Analytiker] soll dem gebenden Unbewußten des Kranken sein eigenes Unbewußtes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analytierten einstellen wie der Receiver des Telefons zum Teller eingestellt ist.⁶¹

Daß schließlich auch der Analytiker sich nicht durch die Beobachtung des Patienten ablenken lassen soll, ergibt sich schon aus der klassisch gewordenen Konstellation von Sessel und Couch, wie Freud sie in seinem Behandlungszimmer in Wien eingeführt hat. Damit die Unbewußten kommunizieren können, ohne dabei von außen durch Bildeindrücke gestört zu werden, müssen Wahrnehmung und Bewußtsein, die bildhaften Ränder des psychischen Apparates, bei Arzt und Patient konsequent ausgeschaltet werden. Wiederum lautet also das mediale Funktionsprinzip der Psychoanalyse: Optimierung des Schriftverkehrs durch Elimination der Bilder.

Die optische Metaphorik aber, die den »psychischen Apparat« der »Traumdeutung« noch ganz beherrscht, wird Freud erst wesentlich später eliminieren und ebenfalls in eine skripturale überführen. Dies geschieht in der kurzen »Notiz über den Wunderblock« von 1925, deren in diesem Zusammenhang relevante Passagen im wesentlichen für sich sprechen, und daher hier fast unkommentiert wiedergegeben werden können:

Wenn ich meinem Gedächtnis mißtraue, – der Neurotiker tut dies bekanntlich in auffälligem Ausmaße, aber auch der Normale hat allen Grund dazu – so kann ich dessen Funktion ergänzen und versichern, indem ich mir eine schriftliche Aufzeichnung mache. Die Fläche, welche die Aufzeichnung bewahrt, die Schreibtafel oder das Blatt Papier, ist dann gleichsam ein materialisiertes Stück des Erinnerungsapparates [...].⁶²

Die Schreibtafel hat dabei den Vorteil, daß sie durch Löschung stets von neuem aufnahmebereit gemacht werden kann, wodurch sie allerdings die Fähigkeit zur Erhaltung von »Dauerspuren« einbüßt. Umgekehrt

⁶⁰ Vgl. Freud: Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung; VIII, 377.

⁶¹ Ebd., VIII, 381.

⁶² Freud: Notiz über den Wunderblock, VIII, 3.

erhält das beschriebene Blatt Papier zwar »dauerhafte ›Erinnerungsspuren«, die aber nicht wieder gelöscht werden können, so daß es hier an der »unbegrenzten Aufnahmsfähigkeit« mangelt.⁶³ Der »Wunderblock« aber vereinigt beide Fähigkeiten:

Vor einiger Zeit ist nun unter dem Namen Wunderblock ein kleines Gerät in den Handel gekommen, das mehr zu leisten verspricht als das Blatt Papier oder die Schiefertafel. Es will nicht mehr sein als eine Schreibtafel, von der man die Aufzeichnungen mit einer bequemen Hantierung entfernen kann. Untersucht man es aber näher, so findet man in seiner Konstruktion eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit dem von mir supponierten Bau unseres Wahrnehmungsapparates und überzeugt sich, daß es wirklich beides liefern kann, eine immer bereite Aufnahmsfläche und Dauerspuren der aufgenommenen Aufzeichnungen.

Der Wunderblock ist eine in einen Papierrand gefaßte Tafel aus dunkelbräunlicher Harz- oder Wachsmasse, über welche ein dünnes, durchscheinendes Blatt gelegt ist [...]. Dieses Blatt ist der interessantere Anteil des kleinen Apparates. Es besteht selbst aus zwei Schichten [...]. Die obere Schicht ist eine durchsichtige Zelluloidplatte, die untere ein dünnes, also durchscheinendes Wachspapier. [...]

Man gebraucht diesen Wunderblock, indem man die Aufschreibung auf der Zelluloidplatte des die Wachstafel deckenden Blattes ausführt. Dazu bedarf es keines Bleistiftes oder einer Kreide, denn das Schreiben beruht nicht darauf, daß Material an die aufnehmende Fläche abgegeben wird. Es ist eine Rückkehr zur Art wie die Alten auf Ton- und Wachstäfelchen schrieben. Ein spitzer Stilus ritzt die Oberfläche, deren Vertiefungen die ›Schrift‹ ergeben. Beim Wunderblock geschieht dieses Riten nicht direkt, sondern unter Vermittlung des darüber liegenden Deckblattes. Der Stilus drückt an den von ihm berührten Stellen die Unterfläche des Wachspapiers an die Wachstafel an und diese Furchen werden an der sonst glatten weißlichgrauen Oberfläche des Zelluloids als dunkle Schrift sichtbar.⁶⁴

[...]

Hebt man das ganze Deckblatt – Zelluloid und Wachspapier – von der Wachstafel ab, so verschwindet die Schrift und stellt sich, wie erwähnt, auch später nicht wieder her. Die Oberfläche des Wunderblocks ist schriftfrei und von neuem aufnahmefähig. Es ist aber leicht festzustellen, daß die Dauerspur des Geschriebenen auf der Wachstafel selbst erhalten bleibt und bei geeigneter Belichtung lesbar ist. Der Block liefert also nicht nur eine immer von neuem verwendbare Aufnahmsfläche wie eine Schiefertafel, sondern auch Dauerspuren der Aufschreibung wie der gewöhnliche Papierblock; er löst

⁶³ Ebd., VIII, 3f.

⁶⁴ Ebd., VIII, 5f.

das Problem, die beiden Leistungen zu vereinigen, indem *er sie auf zwei gesonderte, mit einander verbundene Bestandteile – Systeme – verteilt*. Das ist aber ganz die Art, wie nach meiner oben erwähnten Annahme unser seelischer Apparat die Wahrnehmungsfunktion erledigt. Die reizaufnehmende Schicht – das System *W-Bw* [i. e. Wahrnehmung-Bewußtsein] bildet keine Dauerspuren, die Grundlagen der Erinnerung kommen in anderen, anstoßenden Systemen zustande.⁶⁵

Beinahe dreißig Jahre nachdem der skripturale Ursprung des Psychiatrischen in dem zitierten Brief an Wilhelm Fließ von 1896 beginnt, sich explizit in Freuds Metaphorik abzuzeichnen, wird auch der psychische Apparat in die Analogie der Schrift »übersetzt«. Wie Derrida in seinem Aufsatz feststellt, ist der Wunderblock genau jene »vorderhand nicht ausdenkbare Maschine«, die der »Entwurf« gefordert hatte.⁶⁶ Der Wunderblock erfüllt exakt die ehemals paradoxale Forderung »unbegrenzter Aufnahmefähigkeit« bei gleichzeitiger »Erhaltung von Dauerspuren«. Beinahe erstaunt darüber, endlich ein passendes Bild, eine treffende Metapher für den »psychischen Apparat« gefunden zu haben, konstatiert Freud die Analogie des Wunderblocks zu seiner Konzeption. Diese Verwunderung mag darin begründet sein, daß der Begriff eines sinnvollen Bildes, einer treffenden Metapher, für die Psychoanalyse nicht denkbar ist, weil Bilder, seien es nun Träume, Symptome oder Kindheitserinnerungen, durch die ihnen eigene »Entstellung« die Wahrheit stets nur preisgeben, indem sie sie verbergen. Während aber Freud noch glaubt, mit dem Wunderblock eine gute Metapher gefunden zu haben, findet mit der »Notiz über den Wunderblock« die Psychoanalyse tatsächlich zu sich selbst zurück, denn nicht metaphorisch ist das Psychiatrische Schrift und der Apparat eine Schreibmaschine, sondern buchstäblich: Wort für Wort. Bilder aber werden dank dieser Konzeption an die Grenzen des »psychischen Apparates«, und damit ins Jenseits des Psychiatrischen befördert, sobald sie erscheinen.

⁶⁵ Ebd., VIII, 6f.

⁶⁶ Vgl. Derrida: Freud und der Schauplatz der Schrift, S. 312 (s. Anm. 30).

III Der andere Schauplatz und die Anamorphose des Subjekts

Nachdem sich die Untersuchung der Psychoanalyse als ikonoklastischer Poetologie bisher nur auf Texte Freuds bezogen hat, stellt sich nun die Frage, ob der besagte Ikonoklasmus nur eine Eigenheit des Freudschen Diskurses sei, die sich etwa in der Richtung von Lacans Vorhaben einer Analyse von Freuds spezifischem Begehrn theoretisch einholen ließe, oder ob diese Tendenz hier nur ihren Ursprung hat und seither im gesamten psychoanalytischen Diskurs insistiert, der ja nach wie vor nicht aufhört, auf seinen Begründer Freud zurückzukommen. Auskunft darüber soll im folgenden der wohl prominenteste ›Rückkehrer zu Freud‹ geben: Jacques Lacan.

Der Name Lacan verbindet sich im analytischen Diskurs mit der beachtlichen, aber durchaus umstrittenen Leistung, die Psychoanalyse auf den Stand der modernen Sprachwissenschaft gebracht zu haben, wie sie von Ferdinand de Saussure in den Vorlesungen seines »Cours de linguistique générale«⁶⁷ begründet wird. Diese theoretische Neuerung erfolgt allerdings nicht als Synthese zweier eigenständiger Theorien, insofern Lacan die strukturelle Linguistik überall in den Schriften Freuds präfiguriert zu finden glaubt und sie, so sie sich nicht von selbst fügt, den psychoanalytischen Erfordernissen kurzerhand anpaßt. Die Frage ist nun, ob eine strukturelle, also von formalen Kriterien geleitete Relektüre der Theorie Freuds, wie sie Lacans Schriften und Seminare darstellen, dennoch die von Freud induzierte ikonoklastische Tendenz übernimmt, ob er, anders gesagt, Freud tatsächlich so beim Wort nimmt, wie er es stets beteuert hat.

Identität – ein Wahnsinn für sich

Auch in Lacans Theorie läßt sich eine für ihre Entwicklung fundamentale ›optische Urszene‹ entdecken, und zwar in dem Aufsatz ›Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion‹, mit dessen Veröffentlichung Lacan gleichzeitig erstmals für wissenschaftliches Aufsehen sorgt.

⁶⁷ Saussure, Ferdinand de: Cours de linguistique générale. Genf 1915.

Unter der Bezeichnung »Spiegelstadium« faßt Lacan die Tatsache, daß Säuglinge ihr Bild im Spiegel zu erkennen vermögen, noch bevor sie in der Lage sind, sich selbstständig fortzubewegen und artikuliert zu sprechen:

Man kann das Spiegelstadium *als eine Identifikation* verstehen im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung.⁶⁸

Die »Verwandlung«, die diese Identifikation beim Subjekt bewirkt, charakterisiert Lacan folgendermaßen:

Das *Spiegelstadium* ist ein Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt und für das an der lockenden Täuschung der räumlichen Identifikation festgehaltene Subjekt die Phantasmen ausheckt, die, ausgehend von einem zerstückelten Bild des Körpers, in einer Form enden, die wir in ihrer Ganzheit eine orthopädische nennen könnten, und in einem Panzer, der aufgenommen wird von einer wahnhaften Identität, deren starre Strukturen die ganze mentale Entwicklung des Subjekts bestimmen werden.⁶⁹

Die »Ichfunktion«, die, wie schon der Titel des Aufsatzes es vorwegnimmt, im Spiegelstadium »gebildet« wird, basiert auf »der lockenden Täuschung der räumlichen Identifikation« und heckt für das Subjekt nichts als »Phantasmen« aus, die schließlich in eine »wahnhafte Identität« mit sich selbst münden. Diese Identität mit sich selbst und die Ganzheit des (eben deshalb so genannten) Individuums, seit Descartes' *Cogito* Kennzeichen des souveränen Subjekts mit seinem gesunden (Selbst-) Bewußtsein, führt Lacan zurück auf eine Täuschung durch das Spiegelbild, das Souveränität, Identität und Ganzheit eben nur vorspiegelt und als »wahnhaft« in einem imaginären Raum ansiedelt.⁷⁰ Und da im Spiegelstadium die psychische Instanz des bewußten »Ich« entsteht, die seit

⁶⁸ Lacan, Jacques: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: ders.: Schriften 1. Weinheim, Berlin 1996; S. 64.

⁶⁹ Ebd., S. 67.

⁷⁰ Als früher Vorläufer Lacans kann in diesem Punkt E. T. A. Hoffmann gelten, der seinen Erzähler in »Der Sandmann« ein Portrait entwerfen läßt, das man »ähnlich findet, ohne das Original zu kennen«, womit er eine Forderung stellt, die einzig das jeweils eigene Spiegelbild erfüllen kann. Vgl. hierzu Kittler, Friedrich: Das Phantom unseres Ich. In: Kittler, Friedrich A./Turk, Horst (Hg.): Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik. Frankfurt a. M. 1977; S. 163.

Freud als »Realitätsprinzip«⁷¹ »die ganze mentale Entwicklung des Subjekts« bestimmt, charakterisiert diese fundamentale Täuschung fortan alle Bilder des Bewußtseins.⁷² Worin besteht aber diese fundamentale Täuschung, der das Subjekt notwendigerweise unterliegt? Sie besteht, so Lacan, darin, daß das Subjekt weder souverän ist, weil der Säugling zur Zeit des Spiegelstadiums ohne die Hilfe eines Anderen gar nicht vor den Spiegel gelangt, noch mit seinem Bild von sich identisch, einfach weil der Spiegel alles seitenverkehrt wiedergibt. So kann sich das bewußte Ich als mit sich selbst identisch erst konstituieren, weil es, verführt durch »die lockende Täuschung der räumlichen Identifikation«, sich selbst als jenen Anderen im Spiegel imaginiert und dabei das Prinzip des Anderen einfach übersieht, das für die Entstehung seiner Identität dennoch unerlässlich ist. Wiederum ist also getäuscht, wer sich etwa auf »Bildwerte« verlassen wollte, wohingegen die »richtige Beurteilung« in einer anderen Richtung, in der Richtung des Anderen nämlich, zu suchen ist.

Die Funktion des Anderen, gegen das sich das Bewußtsein isolieren muß, um als identisches bestehen zu können, auf das es aber gleichzeitig zu seiner Konstitution angewiesen ist, bestimmt Lacan in seinem Aufsatz »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder Die Vernunft seit Freud«. Auch hierbei hält er sich streng an die Richtlinien, die Freud für die Behandlung von Bildern vorgibt: Ignoranz gegenüber jedem logischen Sinn, den die Bilder enthalten, und statt dessen Konzentration auf die Zeichenbeziehungen, die Sinn erst machen. Diese beschreibt Lacan unter direktem Verweis auf »Die Traumdeutung« und im expliziten Rückgriff auf Saussures Linguistik, folgendermaßen:

Die Entstellung, im Französischen *transposition*, in der Freud die allgemeine Vorbedingung der Traumfunktion aufzeigt, ist, was wir weiter oben mit Saussure als Gleiten des Signifikats unter dem Signifikanten bezeichnet haben, das im Diskurs immer (auf, wahlgemerkt, unbewußte Weise) wirksam ist.⁷³

⁷¹ Vgl. Freud: Das Ich und das Es; XIII, 235–290.

⁷² Das Bewußtsein wurde, wie es die Auffassung als »reflektierende« Instanz des Subjekts belegt, auch in der Tradition als Spiegel der Welt im Menschen gedacht. Wirklich neu ist an dieser Theorie also nur die fundamentale Täuschung, der damit das Subjekt unterliegt.

⁷³ Lacan, Jacques: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder Die Vernunft seit Freud. In: ders.: Schriften 2. Weinheim, Berlin 1991; S. 36.

So wird es möglich, die beiden Mechanismen der Traumarbeit, von Freud als »Verdichtung« und »Verschiebung« bezeichnet,⁷⁴ mit Hilfe sprachwissenschaftlicher Kategorien zu präzisieren:

Es finden sich hier aber beide Abhänge der Einwirkung des Signifikanten auf das Signifizierte.

Die Verdichtung [...] meint die Überbelastungsstruktur der Signifikanten, in der die Metapher ihr Feld einnimmt, wobei der Name (Verdichtung) darauf hinweist, daß dieser Mechanismus von der Natur der Poesie ist, und zwar soweit, als er deren eigentlich traditionelle Funktion einschließt.

Die Verschiebung [...] ist dieses Umstellen der Bedeutung, das die Metonymie zeigt, und das seit seinem Erscheinen bei Freud als jenes Mittel des Unbewußten gedacht wird, das am besten geeignet ist, die Zensur zu umgehen.⁷⁵

Und da uns Freud, so Lacan, »in der Traumanalyse nichts anderes vorführen will, als die Gesetze des Unbewußten in ihrer allgemeinsten Gültigkeit«,⁷⁶ lautet Lacans Pointe, die Freuds Annahmen radikaliert, einfach indem sie sie beim Wort nimmt: »Das Unbewußte ist strukturiert wie eine Sprache.«⁷⁷ Die Gesetzmäßigkeiten der Struktur des Unbewußten kann Lacan daher den Vorlesungen Saussures entnehmen, und er kommt zu Ergebnissen, die weitgehend mit denen von Jacques Derridas paralleler Lektüre übereinstimmen.⁷⁸ Demnach können sprachliche Zeichen nur Sinn und Bedeutung (also ein Signifikat) erlangen, weil sich ihre materiellen Bestandteile (Signifikanten) voneinander unterscheiden. Saussures »Arbitrarität« in der Verbindung von Signifikant und Signifikat kommt überhaupt erst zum Zug, weil die Differenz der Signifikanten untereinander dieselben unterscheidbar macht. Diese Tatsache eröffnet das Spiel einer signifikanten Kombinatorik, die Signifikate von der konkreten Lokalisation ihres Signifikanten in der Kette abhängig macht, zu der dieser sich mit anderen Signifikanten verbindet, von denen er sich unterschei-

⁷⁴ Vgl. Freud: Die Traumdeutung; II/III, 283–314.

⁷⁵ Lacan: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder Die Vernunft seit Freud, S. 36 (s. Anm. 73).

⁷⁶ Ebd., S. 40.

⁷⁷ Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 26 (s. Anm. 3).

⁷⁸ Vgl. Derrida, Jacques: Grammatologie. Frankfurt a. M. 1996; S. 49–129. Der gemeinsame Weg der Interpretation endet an dem Punkt, wo Lacan aus technischen Gründen auf dem Primat der Mündlichkeit besteht, Derrida aber auf dem der Schrift, die er mit der Differenz identifiziert.

det. So wird das Signifikat zu einem labilen, stets temporären Gebilde, das sofort erlischt und einem anderen Platz macht, vertauscht man nur einen Signifikanten gegen einen anderen, oder ändert die Reihenfolge, wie es beim Anagramm der Fall ist.⁷⁹ Genau das meint Lacan, wenn er von der »Einwirkung des Signifikanten auf das Signifizierte« spricht: Das Signifikat ist zu einem Effekt des Signifikanten geworden, Sinn zu einer letztlich unfaßbaren Erscheinung, weil er entlang zweier Achsen, jener »Abhänge«, entflieht, die durch die signifikante Verweisungsstruktur vorgegeben werden. Zum einen verweist der Signifikant metonymisch auf die Kette, in der er seinen Platz einnimmt, zum anderen metaphorisch⁸⁰ auf Signifikanten, die seinen Platz in der Kette einnehmen könnten, deren Platz auch er wiederum einnimmt und deren Bedeutung er so supplementiert und antizipiert. Daher ist das transzendentale Signifikat eher in der metaphorischen Richtung zu suchen, während es sich bei der Metonymie um die »eigentliche signifikante Funktion«⁸¹ handelt, um das System differentieller Verweise, das Signifikate erst ins Spiel bringt:

Man kann also sagen, daß der Sinn in der Signifikantenkette insistiert, daß aber nicht ein Element der Kette seine Konsistenz hat in der Bedeutung, deren es im Augenblick gerade fähig ist.⁸²

Bereits hier, bei den sprachwissenschaftlichen Prämissen seiner Theorie, die er immerhin mehr als zehn Jahre vor Einführung des Etiketts »Poststrukturalismus« formuliert, wird die Originalität Lacans deutlich. Seinen großen Coup allerdings stellt erst die Übertragung dieser Erkenntnisse auf Freuds »psychischen Apparat«⁸³ dar, der folgende Frage zugrunde liegt:

⁷⁹ Es dürfte daher kein Zufall sein, daß Saussure auch Studien über Anagramme betrieb.

⁸⁰ Lacans Metonymie faßt die moderne Linguistik unter der Bezeichnung des »Syntagma«, das aufgrund der linearen Bewegung der Schrift in der Zeit strenggenommen der diachronen Linguistik zugeordnet werden muß, während es sich bei der Metapher um einen »paradigmatischen« Verweis handelt, der als synchroner den Ort ins Spiel bringt. Nach Jacques Derridas Meinung prägt diese sprachliche Struktur entscheidend die Vorstellungen von Raum und Zeit. Vgl. dazu Derrida, Jacques: Die différance. In: ders.: Randgänge der Philosophie. Wien 21999; S. 31–56.

⁸¹ Lacan: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten, S. 30 (s. Anm. 73).

⁸² Ebd., S. 27.

⁸³ Vgl. Freud: Die Traumdeutung; II/III, 541ff.

Ist der Platz, den ich als Subjekt des Signifikanten einnehme in bezug auf den, den ich als Subjekt des Signifikats einnehme, konzentrisch oder exzentrisch? Das ist die Frage.⁸⁴

Das »Subjekt des Signifikats« – das ist das Ich-Bewußtsein des Cartesischen Cogito, dem nach wie vor Sinn und Bedeutung, sowie die mit ihnen an die Identität des »Ich« geknüpften Bilder der Wahrnehmung zugeordnet sind, nur eben nicht mehr als Gewißheiten, sondern als imaginäre Täuschung, die im Spiegelstadium ihren Ursprung hat. Demgegenüber steht, streng vom Bewußtsein getrennt, wie Saussures Signifikant vom Signifikat, das »Subjekt des Signifikanten«, das unbewußte Subjekt, dessen metonymische Bewegung nun Ursprung und Voraussetzung der Leistungen des Bewußtseins ist. Es muß also von einer Exzentrizität zweier verschiedener Subjekte, oder besser, von einer Spaltung⁸⁵ des bisher einheitlichen Subjekts gesprochen werden, von dem das einst souveräne Cartesische Subjekt der Selbstgewißheit nun den beherrschten Teil darstellt, der sich als selbst-identischer nur durch eine illusorische Isolation gegen den Anderen behaupten kann. Wo aber ist bei alldem jener »Andere« zu suchen, der für Lacans Theorie eine so entscheidende Rolle spielt?

Zur Unzeit am Abort

Der imaginäre Sinn, den die metonymische Bewegung des Signifikanten generiert, wurde oben als instabile, ephemere Lokalisation in der Signifikanten-Kette bezeichnet. So läßt sich das Bewußtsein als eine Art ›imaginärer Fleck‹ inmitten der tendenziell endlosen symbolisch-signifikanten Verweisungsstruktur des Unbewußten ausmachen. Das oben beschriebene ›Rinnen‹ des Sinns, das »Gleiten« der Bedeutung ist in dieser Topologie als ein Ablaufen, ein Entgleiten entlang der »Abhänge« der signifikanten Kette aus dem Bereich des Bewußtseins beschreibbar. Jeg-

⁸⁴ Lacan: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten, S. 42 (s. Anm. 73).

⁸⁵ Präziser gefaßt müßte hier von einer doppelten Spaltung die Rede sein, denn das Prinzip der Differenz regiert beide »Abhänge«: einmal den metaphorischen der Trennung von Bewußtsein und Unbewußtem, dem sich grundlegende Oppositionen, wie z.B. präsent-absent und manifest-latent, verdanken; zum anderen den metonymischen der diskontinuierlichen Bewegung des Signifikanten im Unbewußten.

liche Bedeutung hat demnach die Tendenz ständig aus dem Bewußtsein in den Bereich des Unbewußten zu »entfliehen« (woher sie auch kam), was genau der Bewegung entspricht, die Lacan als metonymische faßt. Wiederum insistiert der imaginäre Sinn zwischen den (das heißt: in der Differenz der) Signifikanten der unbewußten Sprache, woher er kommt und wohin er »entflieht«. In dieser Bewegung erkennt nun Lacan das unbewußte Begehrten, das sich, gemäß der Struktur des Unbewußten, nicht nur fortwährend nach dem Modell der Metonymie verschiebt um sich anderswohin zu richten, sondern buchstäblich Metonymie ist.⁸⁶ So kann man schließlich festhalten, daß die bewußten Bedeutungen, die ja nur Täuschungen der identifikatorischen Spiegelung sind, Ursprung und Wahrheit anderswo haben, an einem anderen Ort, der außerhalb des Bewußtseins liegt. Dieser andere Ort ist eben das Unbewußte, von dem Freud schon in der »Traumdeutung« als dem »anderen Schauplatz« spricht. Nichts anderes meint Lacan, wenn er konstatiert:

Was diese Struktur der signifikanten Kette aufdeckt, ist meine Möglichkeit [...] mich ihrer bedienen zu können um *alles andere* als das damit zu bezeichnen, als das, was sie sagt. Diese Funktion des Sprechens verdient viel eher hervorgehoben zu werden als die Funktion der Verkleidung von (meistens undefinierbaren) Gedanken des Subjekts: Denn sie weist den Platz auf, den dieses Subjekt einnimmt in der Suche nach dem Wahren.⁸⁷

Die Wahrheit des Subjektes, der Platz, »den dieses Subjekt einnimmt in der Suche nach dem Wahren« läßt sich also, entgegen der vielgepreisenen gefühlsechten und trauten Innerlichkeit des bewußten Denkens, anderswo, in einem sprachlich strukturierten »Draußen« situieren. Oder besser, gemäß der Hierarchie der psychischen Systeme: Die Instanz des Bewußtseins kann sich nur mit Hilfe des Unbewußten gegen dieses »Draußen« konstituieren, das das Unbewußte selbst ist. Die These, daß sich die Identität des Bewußtseins gegen das Andere konstituiere, auf dessen Hilfe es dabei gleichwohl angewiesen ist, läßt sich nun präzisieren: Das auf Identität fixierte Bewußtsein isoliert sich gegen das Andere, gegen die Differenz, die identisch ist mit der metonymischen Bewegung

⁸⁶ Hier setzt Lacans Grundformel für das Begehrten an, die lautet: »Das Begehrten ist das Begehrten des Anderen«, womit das Begehrten *nach* dem Anderen gemeint ist und gleichzeitig das *anstelle* des Anderen, die Grundlage des Narzißmus. Vgl. dazu Weber: Rückkehr zu Freud; S. 143–164 (s. Anm. 2).

⁸⁷ Lacan: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten, S. 29 (s. Anm. 73).

des Unbewußten, dadurch, daß es selbst ein ›Außen‹ differenziert. So ergibt sich für Lacan folgende Transformation des Cartesischen Cogito:

Ich denke, wo ich nicht bin, also bin ich, wo ich nicht denke. Worte, die jedem frei aufmerksamen Ohr spürbar machen, mit welcher Wieselambiguität der Ring des Sinns auf der verbalen Schnur unserem Zugriff entflieht.⁸⁸

Von der klassischen Einheit des Subjektes ist freilich nicht mehr die Rede, wenn Sein und Denken, die ja stets jene Einheit begründeten, in zwei absolut getrennte Bereiche auseinandertraten. Die Freudsche Entdeckung der Dezentrierung, der Teilung des Subjekts in einen bewußten und einen unbewußten Teil, verschärft Lacan noch, indem er das Bewußtsein letztlich auf jenen Funken Sinn reduziert, der punktuell und flüchtig aus dem Unbewußten aufsteigt und in einer fundamentalen Täuschung jene »wahnhafte Identität« begründet, die wir »Ich« nennen. Das bildhaft-imaginäre Bewußtsein wird nun von der absoluten Übermacht einer unbewußten Sprache regiert, so daß gemäß Freuds Topologie gilt: Es spricht, und Ich gehorcht. Die Bilder des Bewußtseins erhalten ihren Sinn vom Unbewußten, von dort, woher die Sprache spricht, von jenem selbst sinnlosen anderen Ort, der gleichzeitig der Ort des Anderen ist, so daß man hier tatsächlich von einer Anamorphose des Subjekts sprechen kann: Die Wahrheit der imaginären Bilder, die für (s)ich nur entstellt und verzerrt, eben als Täuschung, auftreten, ist nur erkennbar aus der anderen Perspektive des Unbewußten, von Freuds »anderem Schauplatz« aus. Hinter dem dubiosen »Anderen« aber bleibt auch in den schwindelerregenden Höhen der Lacanschen Abstraktion (und wie könnte es im Falle der Psychoanalyse auch anders sein) das Bild einer Mutter am Bett ihres Kindes erkennbar.⁸⁹ Urszene des »psychischen Apparates«, und damit der Verdrängung der Bilder, bleibt auch hier die Sozialisation des Kindes durch die Mutter via Sprache. So schließt denn das Kind abends die Augen, die Mutter singt ein Liedchen, vielleicht »Horch was kommt von draußen rein«, und das Kind beginnt zu träumen, vielleicht sogar vom Sandmännchen ...

⁸⁸ Ebd., S. 43.

⁸⁹ Auch die klassische, aus Freuds Praxis bekannte Sitzungskonstellation der Psychoanalyse kann im Hinblick auf diese Urszene interpretiert werden, wobei dann der Analytiker als Ersatzmutter den »Anderen« vertritt, der den Patienten im Namen des Vaters die kohärente Rede lehrt – wodurch nicht die Psychoanalyse in die Nähe der Gute-Nacht-Geschichte gerückt werden soll, sondern eher umgekehrt.

IV Blick und Phallus – eine Augentäuschung

Das letzte Kapitel sollte zeigen, daß die Bilder, deren psychoanalytische Urverdrängung sich an Freuds Schriften belegen läßt, auch in Lacans Relektüre nur als entstellende Metaphern wiederkehren, deren wahrer Sinn sich nur aus der Perspektive des »anderen Schauplatzes«, der der des Unbewußten ist, entziffern läßt. Damit steht fest, daß der besagte Ikonokasmus sich nicht auf den Bereich von Freuds eigenen Schriften beschränkt, sondern über die Grundkonzeption des »psychischen Apparates«, dessen Struktur Lacan, wie alle Nachfolger Freuds, unbefragt übernimmt, den gesamten psychoanalytischen Diskurs bereits in seinen grundlegenden Thesen infiziert. Das zentrale ›Credo‹ der Psychoanalyse aber lautet, gemäß dem universellen Anspruch der Theorie des Unbewußten, in der Formulierung Lacans:

Die psychoanalytische Erfahrung zeigt nicht mehr und nicht weniger, als daß das Unbewußte keine einzige unserer Handlungen aus seinem Feld entläßt.⁹⁰

Das allerdings gilt auch für Analytiker, so daß zu erwarten ist, daß in der Psychoanalyse selbst dort, wo diese sich explizit im Bereich der optischen Wahrnehmung bewegt, die Bilder der besagten Verdrängung zum Opfer fallen, was nun, wiederum an Lacan, untersucht werden soll.⁹¹

Der blinde Fleck im Feld des Sehens

Nur ein einziges Mal widmet Lacan einen ganzen Abschnitt seines Seminars dem »Feld des Sehens«, und zwar ausgerechnet in jenem, das »Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse« behandelt. Zu diesen Grundbegriffen gehört das Feld des Sehens selbstredend nicht – während man statt dessen vielleicht von einer Wiederkehr des Verdrängten sprechen könnte, das sich gerade hier, wo es um die Grundbegriffe der Psychoanalyse geht, natürlich in entstellter Form, Raum verschafft. Wie also plaziert Lacan das Unbewußte im Feld des Sehens?

⁹⁰ Lacan: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten, S. 40 (s. Anm. 73).

⁹¹ Freud selbst, der wie Edmund Husserl und Alexius Meinong ein Schüler des Bewußtseinstheoretikers Franz Brentano war, hatte zwar versprochen, noch eine ausführliche Theorie des Bewußtseins zu liefern, doch gehört dieses Versprechen zu seinen nicht eingelösten.

Den Primärprozeß – der nichts anderes ist als das, was ich in den letzten Stunden in Gestalt des Unbewußten zu definieren suchte – sollten wir einmal mehr in der Erfahrung eines Bruchs, zwischen Wahrnehmung und Bewußtsein, fassen an jenem »unzeitigen Ort«, wie ich sagte, der uns die Setzung einer *Idee einer anderen Lokalität* abnötigt [...], jener andere Raum, Schauplatz, der ein *Zwischen Wahrnehmung und Bewußtsein* darstellt.⁹²

Noch bevor die Bilder der Wahrnehmung das Bewußtsein erreichen, entfaltet die unbewußte Sprache ihre Wirkung, indem sie zur »Unzeit« das, was eine objektive Wahrnehmung wäre, zur imaginären Täuschung des Bewußtseins entstellt und verschiebt. Eben diese, oben bereits als Metonymie eingeführte, unbewußte Funktion der Verschiebung entlang der signifikanten Kette identifiziert Lacan als das unbewußte Begehr, das im Bewußtsein immer als ein Fehlen, als Absenz markiert ist, weil es sich, entgegen der imaginären Präsenz des Bewußtseins, stets und unendlich auf etwas anderes an einem anderen Ort richtet. Das Bewußtsein kann sich daher nur an Ersatzobjekten befriedigen,⁹³ oder besser: an halluzinatorisch-bildhaften Vorstellungen dieser Objekte – eine Befriedigung, die immer nur eine kurzfristige ist, da auch sie dem oben beschriebenen Rinnen der Bedeutung, der Flüchtigkeit des Sinns unterliegt. Die Ersatzobjekte, die Lacan als defiziente Substitutionen eines sich stets entziehenden »Objekts *a*«⁹⁴ faßt, das die Ursache des Begehrrens darstellt, können nie genügen, nie endgültig befriedigen, weil das unbewußte Begehr eben als Metonymie, als ursprünglicher Mangel definiert ist, der am konkretisierten »Objekt *a*«, gerade weil es ›da ist‹, selbst fehlt. Das »Objekt *a*« nun, das als Ursache des unbewußten Begehrrens das Feld des Sehens beherrscht, bestimmt Lacan als »Blick«:

⁹² Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 62 (s. Anm. 3).

⁹³ Hier tut sich nach Freud die Dimension auf, in der der Fetisch seinen Platz als Metapher des unbewußten Begehrrens einnimmt. Vgl dazu Freud: Fetischismus; XIV, 311–317.

⁹⁴ Das »Objekt *a*« entsteht durch die Teilung des Subjekts; es ist gleichsam der abgespaltene Teil desselben, der die Andersheit des Anderen, die Entstellung der entststellten Stelle, die der andere Ort ist, garantiert, und damit die Ursache des unbewußten Begehrrens. Daher kann es weder imaginiert werden, weil es sich als Ursache des Begehrrens stets entzieht, noch symbolisiert, weil es den Anderen verkörpert, und als solche Verkörperung die Funktion des Signifikanten, die Verschiebung, verfehlt. Es steht somit an der Grenze des Imaginären und des Symbolischen: Als abwesendes ist es stets präsent (ursprünglicher Mangel), als repräsentiertes kann es nie genügen (unendliches Begehr). Vgl. hierzu Weber: Rückkehr zu Freud, S. 179–196 (s. Anm. 2).

Man wird so bemerken, daß die Funktion des Flecks und des Blickes dieses Feld [i. e. das Feld des Sehens] im Innersten regiert, gleichzeitig aber sich jener Art des Sehens entzieht, das sich selbst genügt, indem es sich als Bewußtsein imaginirt.

Worin das Bewußtsein sich auf sich selbst zurückbeziehen kann – wie »Die junge Parze« bei Valéry sich begreifen kann als *sich sich sehen sehend* – ist Eskamotage.⁹⁵

Lacans Frage, ob man nicht »die Funktion des Auges von der Funktion des Blicks unterscheiden«⁹⁶ müsse, zielt also genau auf die Spaltung des Subjekts in Bewußtsein und Unbewußtes, wobei letzteres durch seine Interventionen die eigentliche Funktion des Auges, das Sehen also, entscheidend determiniert: »Ich sehe nur von einem Punkt aus, bin aber in meiner Existenz von überall her erblickt.«⁹⁷ Die Identität des Bewußtseins, das sich als »sich sich sehen sehend« imaginirt, ist verbindlich nur für junge Parzen und beruht wiederum auf einer spekulativen Identifikation mit dem Anderen – auf einer Augentäuschung mithin, die darin besteht, daß sich das Bewußtsein eben nur als Blick, als Anderer imaginirt, der ihm aufgrund der narzistischen Fixierung auf Identität doch stets entgeht. Für die Psychoanalyse tritt allerdings gerade hier, auf dem Feld des Sehens, eine besondere Schwierigkeit auf:

Der Blick kann in sich selbst das Objekt *a* der Lacanschen Algebra enthalten, in dem das Subjekt zu Fall kommt. Und es ist das Spezifische des Sehfelds wie der ihm eigenen Befriedigung, daß hier der Fall, der Sturz des Subjekts [...] aus Strukturgründen immer unbemerkt bleibt, da er sich auf Null reduziert.⁹⁸

Gerade auf dem Feld des Sehens, wo die Funktion des Bewußtseins am reinsten greifbar erscheint, ist seine Selbstdäuschung lückenlos. Nun ist aber die Psychoanalyse, wie bereits bei Freud anhand des psychischen Traumas erläutert, bei ihren Rückschlüssen auf das unbewußte Begehrten stets darauf angewiesen, daß sich die »Einwirkung des Signifikanten aufs Signifizierte« zeigt, und zwar als jener markante Mangel im Bewußtsein,⁹⁹ der durchaus nicht als Paradox, sondern vielmehr als der positive

⁹⁵ Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 80f (s. Anm. 3).

⁹⁶ Ebd., S. 80.

⁹⁷ Ebd., S. 78.

⁹⁸ Ebd., S. 83.

⁹⁹ Beispiele für dieses »markante Fehlen« sind die Erinnerung an das Trauma, das jeder

Ort, an dem die bildhaften Symptome statthaben, begriffen wird. Wo ist aber in diesem Fall das markante Fehlen zu suchen, wenn sich der Blick, das »Objekt a« auf dem Feld des Sehens, so gründlich entzieht, daß er »sich auf Null reduziert«? Die Antwort liegt, wie meistens bei Lacan, schon in der Frage, die er wie folgt präzisiert: »Wenn also der Blick die Kehrseite des Bewußtseins ist, wie wäre er dann bildlich zu denken?«¹⁰⁰ Das Bewußtsein hält sich in der Dimension des Sehens (während es »von überall her erblickt ist«), und so ergibt sich als seine Kehrseite ein ›Zu-sehen-Geben‹, das vor jedem Sehen statthat, weil es dem Unbewußten entspringt, dem Ort des Anderen, den auf dem Felde des Sehens der Blick verkörpert: Der Blick sieht also nichts, er ist blind – aber er gibt zu sehen. So kann Lacan schließlich doch das Unbewußte auf dem Feld des Sehens präsentieren, indem er exemplarisch auf die Malerei zurückgreift, die ja gerade Bilder für den Anderen produziert,¹⁰¹ zu sehen gibt und somit als Niederlegung des Blicks begreifbar ist, draußen, am Ort des Anderen. Zunächst aber gilt es zu untersuchen, wie Lacan das Bild definiert:

Das Sehen folgt einem Modus, den man allgemein mit Bildfunktion bezeichnen könnte. Diese Funktion ist definierbar durch zwei Einheiten im Raum, die sich Punkt für Punkt entsprechen. Dabei ist es gleichgültig, über welche optischen Vermittlungen die Beziehung läuft, und es ist gleichgültig, ob ein Bild virtuell oder real ist, wesentlich ist die Punkt-für-Punkt-Entsprechung. Was sich auf dem Feld des Sehens nach diesem Bild-Modus richtet, lässt sich auf dieses einfache Schema reduzieren, aufgrund dessen auch die Anamorphose herzustellen ist, das heißt, es lässt sich reduzieren auf das Verhältnis eines an eine Fläche gebundenen Bilds zu einem bestimmten Punkt, den wir ›Geometralpunkt‹ heißen wollen. Was immer sich nach dieser Methode [...] bestimmt, mag sich Bild/image nennen.¹⁰²

Neurose zugrunde liegt, die Fehlleistungen, wie Versprecher, im Alltagsleben, aber auch logische Brüche in literarischen Texten und Kranken geschichten (was für die Psychoanalyse in gewisser Weise dasselbe ist), und sogar das Weiß des Papiers, die unmarkierten Stellen in gedruckten Texten, also Buchstabenabstände und Textränder. Vgl. hierzu z. B. Freud: Psychopathologie des Alltagslebens; IV, 5–310.

¹⁰⁰ Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 90 (s. Anm. 3).

¹⁰¹ Dieser Definition entsprechen grundsätzlich alle Bildmedien, also auch Film und Photographie, auf die sich Lacan anderorts ebenfalls beruft. Vgl. z. B. Lacan, Jacques: Das Ich in der Theorie Freuds. Das Seminar II. Weinheim, Berlin 1991; S. 63.

¹⁰² Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 92 (s. Anm. 3).

Den »Geometralpunkt« identifiziert Lacan, mit dem Hinweis auf die Gleichzeitigkeit seiner Entdeckung mit der Theorie des Cartesischen Subjekts und Descartes' eigene optisch-geometrische Forschung, als die Perspektive des Bewußtseins, die er nun als »geometrale« bezeichnet.¹⁰³ Gerade diese »geometrale Perspektive« der Bilder des Bewußtseins aber beschreibt Lacan als auch dem Blinden zugänglich:

Der geometrale Raum des Sehens – selbst die imaginären Bezirke im virtuellen Raum des Spiegels, auf die es mir sehr ankommt, wie sie wissen – läßt sich von einem Blinden vollkommen rekonstruieren, imaginieren.¹⁰⁴

Diese Imagination kann aber der Blinde, im Unterschied zum Sehenden, nicht irrtümlich einem identischen Ich zuschreiben, eben weil er nicht sieht, so daß er sich ständig in der Perspektive des Anderen hält, also selbst Blick ist, ohne tatsächlich zu sehen und damit den Täuschungen des Ich zu unterliegen. Diese Struktur macht ihn zum Medium der Wahrheit, zum blinden Seher, wie er schon seit der Antike unzählige Male in der Literatur zu finden ist.¹⁰⁵

Wenn sich nun in der Malerei der Blick zeigen soll, so muß diese sich grundsätzlich von der gewöhnlichen Wahrnehmung unterscheiden, in der sich der Blick ja »auf Null reduziert«. Genau das ist nach Lacan auch der Fall:

In der Tat geht es hier um etwas, dessen Abwesenheit auf einem Bild sich immer bemerkbar macht – anders als in der Wahrnehmung. Es ist das zentrale Feld, auf dem das trennende Vermögen des Auges im Sehen maximal zur Entfaltung kommt. Bei jedem Bild kann es nur abwesend sein und durch ein Loch ersetzt – letztlich ein Reflex der Pupille, hinter der der Blick ist. Folglich, und insofern das Bild in ein Verhältnis zum Begehrten tritt, ist der Platz eines zentralen Schirms immer markiert. Dieser ist genau das, wodurch ich, vor dem Bild, als Subjekt aus der geometralen Ebene herausgenommen bin.¹⁰⁶

¹⁰³ Ebd., S. 92.

¹⁰⁴ Ebd., S. 93.

¹⁰⁵ Vgl. z.B. auch die Variation des blinden Bettlers in E.T.A. Hoffmanns »Des Vetters Eckfenster«, wo sich für den Beobachter der Almosengeber auch gleich deren wahrer Charakter abzeichnet.

¹⁰⁶ Lacan: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, S. 115 (s. Anm. 3).

Besonderes Augenmerk gilt hier der »Markierung eines zentralen Schirms«, dem »zentralen Feld«, das den Unterschied zwischen gemalten Bildern und anderen optischen Wahrnehmungen macht: Während letztere eine zentrale Schärfe kennzeichnet, die gegen die Ränder in eine Unschärfe ausläuft, ist das Fehlen dieser Struktur charakteristisch für die Bilder, die die Malerei zu sehen gibt. Das liegt daran, daß der Maler eben nicht ›Punkt-für-Punkt‹ seine eigene Optik darstellt, sondern umgekehrt für den Blick des Anderen malt, der hier der Betrachter ist. Daher röhrt das ›Subjektive‹, das der Malerei stets zueigen ist, und deswegen ist auch das Subjekt, das malerische Kunstwerke betrachtet, »aus der geometralen Ebene herausgenommen«. Der Betrachter des gemalten Bildes ist ganz Blick, ohne dabei der identifikatorischen Täuschung des Ich zu verfallen, was sich wiederum dem Bewußtsein verdankt, daß hier ein Anderer gesehen hat. Das aber, was der Betrachter vom Ort des Anderen aus anblickt, ist das bewußte Subjekt: »Das Bild ist sicher in meinem Auge. Aber ich, ich bin im Tableau.«¹⁰⁷

Der Schlaf der Vernunft gebiert Phallusphantome

Einen besonderen Stellenwert innerhalb der Malerei erhält nun bei Lacan wiederum die Anamorphose, der er in seinem Seminar eine ganze Sitzung widmet, »weil sie eine exemplarische Struktur darstellt«.¹⁰⁸ Wie ist also die Anamorphose in dieser Konzeption zu situieren? Die Anamorphose zeigt sich im Bild als unförmiger Fleck, als perspektivisch verzerrtes Objekt, das seine figürliche Bedeutung erst preisgibt, wenn der Betrachter seine Zentralperspektive vor dem Bild aufgibt, und sich etwa seitlich entfernt. Dem Betrachter des Bildes, der ja aus der Position des Anderen auf ein bewußtes Subjekt, auf ein Ich blickt, erscheint das anamorphe Objekt nur als unerkennbare Verzerrung, als entstellte Stelle. Daraus ergibt sich für Lacan eine Parallele zur Täuschung des Bewußtseins: Dem Blick des Betrachters ist die Möglichkeit zu erkennen, was das anamorphe Objekt tatsächlich darstellt, genauso entzogen, wie dem sich als Anderen nur imaginierenden bewußten Ich das unbewußte Be-

¹⁰⁷ Ebd., S. 102.

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 91.

gehren stets entgeht. Wenn nun der Betrachter vor dem Bild bereits die Position des Anderen einnimmt, so bedarf es, um das perspektivisch verzerrte anamorphe Objekt zu erkennen, wiederum einer anderen Perspektive, also eines Anderen des Anderen. Dieses Andere des Anderen ist das, was dem Mangel mangelt, und damit der Ursprung des unbewußten Begehrrens, der oben mit Lacan als »Objekt *a*« definiert wurde. Dieses »Objekt *a*« auf dem Feld des Sehens ist, wie schon genannt, der der geometralen Perspektive des Bewußtseins diametral gegenüber stehende unbewußte Blick, jene strukturelle Umkehrung des sehenden Auges, die blind zu sehen gibt:

Auf dem Felde des Sehens gliedert sich alles zwischen zwei Polen, die in einem antinomischen Verhältnis zueinander stehn – auf Seiten der Dinge gibt es den Blick, das heißt, die Dinge blicken mich/gehen mich an, und ich wiederum sehe sie.¹⁰⁹

Der Blick ist die Ursache des Mangels auf dem Feld des Sehens, also der Grund der perspektivischen Verzerrung des optischen Bewußtseins, als die sich die metonymische Bewegung des Signifikanten hier niederschlägt. Im perspektivisch verzerrten Objekt der Anamorphose, die als exemplarische Struktur den Mangel auf dem Feld des Sehens demonstrieren soll, sieht Lacan allerdings erstaunlicherweise die Darstellung eines ganz anderen Objektes:

Wie kommt es, daß hier noch nie jemand an einen ... Erektionseffekt gedacht hat? Stellen Sie sich vor, auf das Organ würde ad hoc im Ruhezustand etwas draufhärtet, das dann in einem anderen Zustand, wenn ich so sagen darf, sich förmlich entwickelt.

Wie könnte man übersehen, daß hier, der geometralen Perspektive immanent – also in einer Teildimension auf dem Felde des Blicks, die mit dem Sehen als solchem noch nichts zu tun hat – eine Art Symbol der Funktion eines manque/eines Mangels in Erscheinung tritt: im Phallusphantom!¹¹⁰

Der unbewußte Blick, die Ursache des Mangels und der daraus resultierenden Verzerrung wird, »der geometralen Perspektive immanent«, sichtbar im »Phallusphantom«, das ihn als »Symbol der Funktion eines Mangels« signifiziert und substituiert. Aufgrund der strukturellen Äqui-

¹⁰⁹ Ebd., S. 115.

¹¹⁰ Ebd., S. 94.

valenz als Konkretisierungen des »Objekts *a*« stehen Blick und Phallus in einem metaphorischen Verhältnis zueinander, das es ermöglicht, beide gegeneinander auszutauschen und sich gegenseitig bezeichnen zu lassen. Mit »dem Sehen als solchem« hat das freilich nichts zu tun, denn Phantome sind bekanntlich imaginäre Objekte, und vom Phallus läßt sich in der Theorie Lacans sogar sagen, daß er sie in gewisser Weise allesamt hervorbringt, was in der Struktur des Ödipuskomplexes begründet ist. Das Begehrten ist das Begehrten des Anderen, lautet Lacans Formel, und der erste Andere im Leben des Kindes, also der Ort woher zunächst die Sprache spricht, ist die Mutter. Doch auch das Begehrten der Mutter richtet sich nach dieser Formel, so daß, was die Mutter begehrte, das Andere des Anderen ist: das »Objekt *a*«. Das erste »Objekt *a*« aber ist der Phallus, denn er wird als das der Mutter Mangelnde entdeckt, und mit dieser Entdeckung wird die Funktion des Mangels erst für das Kind verfügbar. Der Phallus wird so zum Signifikanten der Signifikation selbst, denn mit seiner Entdeckung eröffnet sich dem Kind erst die Möglichkeit, Abwesendes zu bezeichnen. In »Die Bedeutung des Phallus« schreibt Lacan:

Denn der Phallus ist ein Signifikant, ein Signifikant, dessen Funktion in der intrasubjektiven Ökonomie der Analyse vielleicht den Schleier hebt von der Funktion, die er in den Mysterien hatte. Denn er ist der Signifikant, der bestimmt ist, die Signifikatswirkung in ihrer Gesamtheit zu bezeichnen, soweit der Signifikant diese konditioniert durch seine Gegenwart als Signifikant.¹¹¹

Der Phallus ist der Signifikant, der die metonymische Bewegung des Signifikanten im Unbewußten, die Funktion des Mangels selbst bezeichnet, wie auch den durch sie ermöglichten imaginären metaphorischen Effekt namens Signifikat. Er bezeichnet die Differenz, die Verschiebung und die Grenze, die Abwesenheit selbst – also jene Funktion, die auf dem Feld des Sehens durch den unbewußten und stets fehlenden Blick besetzt ist, und so ist der Phallus auch in der Lage, diesen zu symbolisieren, also metaphorisch zu bezeichnen. Blick und Phallus haben die gleiche Funktion auf verschiedenen Feldern, was genau ihrer Äquivalenz als Konkretisierungen des »Objekts *a*« entspricht. Beide werden vom anderen Ort aus ins Spiel gebracht und sind gleichzeitig Ursache

¹¹¹ Lacan, Jacques: Die Bedeutung des Phallus. In: ders.: Schriften 2. Weinheim, Berlin 3¹⁹⁹¹, S. 126.

und Ziel der metonymischen Verschiebung, so daß Lacan sie als Sprachfunktionen identifizieren kann, gemäß seiner These, das Unbewußte sei strukturiert wie eine Sprache. Gegenüber Freud, der in der Schrift ein geeignetes metaphorisches Modell zur Darstellung des Unbewußten gesehen hatte, geht Lacan noch einen Schritt weiter, indem er ihn einfach beim Wort nimmt und alle psychischen Phänomene auf die Struktur der Sprache zurückführt: Phallus, Ödipuskomplex und Begehrten des Anderen werden nicht anhand der Sprache dargestellt, sondern entsprechen tatsächlich sprachlichen Funktionen. Sie sind in der Entwicklung der Psyche untrennbar mit dem Spracherwerb verknüpft, der die im Spiegelstadium eingeleitete narzißtische Phase beendet, und das Subjekt dem Begehrten des Anderen unterwirft. Und so ist der Liebesanspruch des Subjekts, das Begehrten begehrt zu werden, die unbewußte Grundlage für jede sprachliche Äußerung und gleichzeitig die Ursache der Spaltung des Subjekts, die sich in der Sprache vollzieht, freilich ohne daß je ein Bewußtsein dies bemerken könnte. Denn das Subjekt der Lacanschen Theorie ist in jeder Hinsicht, auf jedem »Feld«, gespalten in die metaphorische Täuschung des Bewußtseins und die latente Wahrheit der Metonymie. Michel Foucault bemerkt in seinem Essay »Vorrede zur Überschreitung« bezüglich dieser sprachlichen Zerrissenheit des modernen Subjektes:

Die Auflösung der philosophischen Subjektivität, ihre Zerstreuung in einer Sprache, die sie entmächtigt und im Raum einer Leere vervielfältigt, ist wahrscheinlich eine der grundlegenden Strukturen des zeitgenössischen Denkens.¹¹²

Die Richtigkeit dieses Satzes für die Theorie Freuds, der von Anfang an das Unbewußte als Schrift denkt und in einem damit die Bilder der Verdrängung preisgibt, hat sich oben bereits bestätigt, und auch in Lacans konsequent an diese Theorie anknüpfendem Denken macht sich hier, wenn nicht ein Widerspruch, so doch zumindest eine Unentschiedenheit, ein Zögern bemerkbar. Geht nicht beim Kind der Fähigkeit zu sprechen stets die zu sehen voraus, und weist nicht Lacan selbst auf die fundamentale Bedeutung des Spiegelstadiums, jener für die weitere psychische Ent-

¹¹² Foucault, Michel: Vorrede zur Überschreitung. In: ders.: Von der Subversion des Wissens. Frankfurt a.M. 1987, S. 37.

wicklung unerlässlichen optischen Urszene hin, die er vor jedem Spracherwerb ansiedelt? Und ist nicht für die entscheidende Entdeckung des der Mutter mangelnden Phallus ebenfalls das Sehen unerlässliche Vorbedingung? Blick und Phallus besetzen in Lacans Theorie dieselbe strukturelle Position, erfüllen dieselbe Funktion (wenn auch auf verschiedenen Feldern), und dennoch ist der Phallus gegenüber dem Blick (wie auch gegenüber jedem anderen »Objekt *a*«) privilegiert, weil an ihm, oder besser an seinem Fehlen, der Mangel erstmals für das Kind zu Tage tritt. Als Signifikant des Mangels, der Metonymie und damit der Signifikation insgesamt, besetzt der Phallus die zentrale Position in Lacans Theorie des sprachlich strukturierten Unbewußten, weshalb sich hier auch letztlich alle ödipalen Phänomene als phallische, und damit als sprachliche identifizieren lassen.¹¹³ Die Bedingung aber dafür, daß der Phallus diese privilegierte Position überhaupt einnehmen kann, ist, daß an der Mutter die besagte Differenz, jener Mangel, sichtbar ist, oder, in der Logik Lacans, daß sich an ihr der Mangel, das Abwesende zeigt. Damit kehrt Lacan zum Ursprung der Psychoanalyse zurück, zu dem Problem nämlich, daß das, was sich als Unbewußtes verbirgt, sich doch stets in diesem Verbergen zeigen muß, um analysierbar zu sein, ganz so, wie Freud es für hysterische Symptome, Träume, Vorstellungen und Erinnerungen behauptet hatte. Und so ist es, genau wie bei Freud, die grundlegende Differenz von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, die bei Lacan durch die Definition des Unbewußten als sprachliche Struktur verdeckt und verdrängt wird, so daß in seiner bekannten Rede vom unbewußten »Niederschlag des Signifikanten« eben jener Ikonokasmus wiederkehrt, der die Psychoanalyse von Anfang an, als ihre »Erbsünde«, kompromittiert, der ihr als unbewußte, und deshalb unreflektierte Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit verborgen bleibt, und der gerade deshalb nie aufgehört hat, sich zu zeigen. Nirgends wird dies deutlicher sichtbar, als an der analytischen Rezeption des Mythos vom »König Ödipus«, der wichtigsten antiken Referenz der Psychoanalyse. In Sophokles' Überlieferung der Geschichte, die auch Freud als Quelle dient, ist die Erkenntnis der Wahrheit, und damit das Schicksal des berühmtesten Rätsellösers der

¹¹³ Vgl. Anm. 75 dieser Arbeit; Vielleicht ließe sich so die ›erotische‹ Beziehung erklären, die manche Schriftsteller zu ihren Schreibwerkzeugen entwickeln; auch bezüglich Freud, der sich den Wunsch, Professor zu werden durch die Konstruktion eines skripturalen Unbewußten erfüllt, dürfte diese Verbindung einige analytische Relevanz besitzen.

Antike, explizit an die optische Wahrnehmung geknüpft. Während Ödipus, »blind bei sehenden Augen«, die Wahrheit nicht wahrnehmen will, und sich selbst blendet, als er sie schließlich anerkennen muß, ist gerade der blinde Seher Teiresias der einzige, der sie von Anfang an erkannt hat. Doch Freud übersieht diesen deutlichen Zusammenhang von Erkenntnis und Blindheit, der auch die mediale Prämissse seiner eigenen Theorie darstellt, und deutet Ödipus' Selbstblendung in seiner Abhandlung über »Das Unheimliche« folgendermaßen:

Das Studium der Träume, der Phantasien und Mythen hat uns dann gelehrt, daß die Angst um die Augen, die Angst zu erblinden, häufig genug ein Ersatz für die Kastrationsangst ist. Auch die Selbstblendung des mythischen Verbrechers Ödipus ist nur eine Ermäßigung für die Strafe der Kastration [...].¹¹⁴

Genau wie Ödipus, mit dem er sich bekanntlich als junger Dozent identifiziert hat,¹¹⁵ löst Freud das sprachliche Rätsel seiner Sphinx und kann die Wahrheit nicht (an-)erkennen, wo sie ihm offen präsentiert wird. Die Blindheit ist die mediale Bedingung der Erkenntnis der unbewußten, und das heißt für die Psychoanalyse allemal sprachlichen, Wahrheit. Sie ist es, die, in Lacans Worten, Freud »das Privileg verschafft hatte, die Eingangstür zu finden zu jenem Feld von Erfahrung, das er als das Unbewußte bezeichnete«, und die gleichzeitig die analytische Erkenntnis auch der eigenen Wahrheit verhindert hat.

Epilog im Himmel

Zu allen Zeiten war der Diskurs über die Erkenntnis an die medialen Vorgaben einer optischen Metaphorik gebunden. In den theologischen Ordnungen des Wissens, wie sie die antike, jüdische und christliche Auffassung der Erkenntnis bestimmten, war stets die Blindheit Voraussetzung der Erleuchtung durch das »Licht Gottes«.¹¹⁶ Für die philosophi-

¹¹⁴ Freud: Das Unheimliche; XII, 243. Auch die in diesem Text unternommene Analyse von E. T. A. Hoffmanns Erzählung »Der Sandmann«, in der der Verlust der Augen und nebenbei auch allerlei optische Werkzeuge eine entscheidende Rolle spielen, gibt ein gutes Beispiel von Freuds unbewußtem Ikonoklasmus.

¹¹⁵ Schneider/Kittler: Das Beste was Du wissen kannst, S. 131 (s. Anm. 27).

¹¹⁶ Die jüdische Religion verzichtet, gemäß dem Gebot, ganz darauf, »sich ein Bildnis zu machen«. Für die christliche Überlieferung sei hier stellvertretend Paulus genannt, der als ungläubiger Saulus geblendet wird, und als Bekehrter wieder sieht.

schen Ordnungen des Rationalismus und der Aufklärung, die die Erkenntnis an die Konzeption eines sehenden Subjektes knüpften, mußte der Blinde zum Rätsel werden.¹¹⁷ während er in der Psychoanalyse schließlich erneut zum Paradigma wird, jedoch unter radikal veränderten Bedingungen. Denn die psychoanalytische Überschreitung des Bewußtseins auf seine unbewußte Wahrheit hin bricht nicht mehr auf zur blendend hellen Quelle des Lichts, das die Welt mit Sinn erfüllt, sondern in die Leere einer Nacht, die alle Götter der Geschichte von nun an bewohnt haben, bis sie im Denken Freuds und Nietzsches endgültig von der Bildfläche verschwinden. Noch immer entstehen dort die Bilder, die uns »täuschen«, jedoch nicht als Zeichen einer jenseitigen Gewißheit, sondern als Spuren einer Abwesenheit, an die sich seither alle Fragen richten. Aber auch die Sprache spricht aus dieser Leere zu uns, und so wird man sich bezüglich der Psychoanalyse auch nicht fragen müssen, ob ihr unbewußter Ikonokasmus sie als Methode der Erkenntnis disqualifiziert, sondern welche Aussagen über die moderne Disposition der Erkenntnis anhand der sich aus ihr ergebenden Identität der Oppositionen Bild und Text einerseits, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit andererseits, getroffen werden können, oder genauer: anhand der dikursiven Asymmetrie dieser Oppositionen, wie sie die Psychoanalyse als ikonoklastische Poetologie lesbar macht. Einstweilen aber kommt die Wahrheit zur Sprache in der Überschreitung des Sehens durch den blinden Blick, der selbst »sichtbar« wird in der ekstatischen Umnachtung jener antiken Mysterien, auf die Lacan bezüglich der Bedeutung des Phallus anspielt, und die schon immer als ein »Außer-sich-Sein« begriffen wurden, in den verdrehten Augen der Entrückten und Verzückten der christlichen Überlieferung und schließlich in den starren, auf den Himmel gerichteten Augen der Blinden. Dazu noch einmal Michel Foucault:

Wenn es an seinem Ort losgerissen der nächtlichen und gestirnten Innenseite des Schädels zugewandt wird und seine blinde und weiße Gegenseite außen zeigt, kommt das Auge seinem Wesen am nächsten: es verschließt sich dem Tag in der Bewegung, die seine Weiß manifestiert [...]; und die kreisrunde Nacht der Iris wendet es der dunklen Nacht der Mitte zu, die es mit einem Blitz erleuchtet und als Nacht offenbart. Der umgedrehte Augapfel ist zu-

¹¹⁷ Die bekannteste unter den zahlreichen im 17. und 18. Jahrhundert erschienenen Schriften zu diesem Thema dürfte Diderots »Brief über die Blinden zum Gebrauch der Sehenden« von 1749 sein.

gleich das verschlossenste und das geöffnetste Auge: indem es an seinem Platz bleibend sich dreht, verkehrt es den Tag und die Nacht, überschreitet ihre Grenze, um sie doch auf der Gegenseite wieder zu finden; die weiße Halbkugel, die dort erscheint, wo die Pupille sich öffnete, ist gleichsam das Sein des Auges, wenn es die Grenze seines eigenen Blicks überschreitet, wenn es die Öffnung auf den Tag überschreitet, in der die Überschreitung eines jeden Blicks besteht.¹¹⁸

¹¹⁸ Foucault: Vorrede zur Überschreitung, S. 40 (s. Anm. 112).